

Charakteristik

An Planung und Bau der Siedlung waren beteiligt: Johannes Göderitz, Carl Krayl und Paul Wahlmann.

Die Siedlung ist das größte geschlossene Siedlungsgebiet auf der Ostseite der Stadt jenseits der Elbe. Im Anschluß an die ehemalige Friedrichstadt verbindet sie die dörfliche Lage Cracau mit der Stadt Magdeburg. Dadurch entsteht ein durchgängiges Siedlungsgebiet.

Die Siedlung Cracau zeichnet sich durch eine hohe städtebauliche Geschlossenheit aus. Ihre Qualitäten liegen in der differenzierten Gestaltung des öffentlichen Raumes und in den großen mit Mietergärten ausgestatteten Innenhöfen. Der halbgeschossige Niveauunterschied und der nahezu blockartige Abschluß zum Straßenraum schützen den privaten Innenbereich gegenüber Ansprüchen des öffentlichen Raumes.

Architektonisch läßt sich an dieser Siedlung der Wandel der späten 20er Jahre zu den expressionistischen Formen der frühen 30er Jahre beobachten. Zwei Straßenzüge, Luxemburgstr. Ost/Friedrich-Ebert-Str. Ost, sind darüber hinaus durch nationalsozialistische Zweckarchitektur und die Ostseite der Straße "Im Brückfeld" durch Nachkriegsbauten im traditionalistischen Sinn bebaut worden.

Die Siedlung gliedert sich in drei Teile: zum einen die beiden im Sinne des Funktionalismus einheitlich in den Jahren 1930/31 bebauten Straßenzüge südwestlich und nordöstlich der Cracauer Straße, während der dritte Teil östlich der Herweghstraße verhältnismäßig uneinheitlich wirkt.

Das primäre Ordnungselement der Siedlung ist das annähernd orthogonale Straßenraster, das insgesamt auf die alte Cracauer Straße ausgerichtet ist, und westlich von ihr im leichten Bogen auf die Elbe hinführt.

Das auf den ersten Blick relativ gleichmäßige Raster ist durch die besonderen Ausprägungen der einzelnen Straßen tatsächlich vielfältig gegliedert.

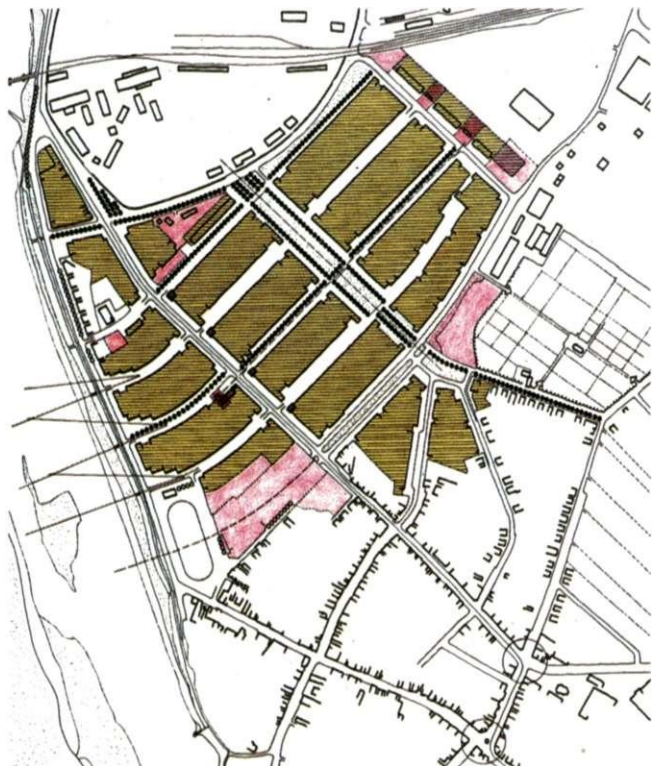
Die Trennung des quartierbezogenen und quartierfremden Verkehrs drückt sich in der Straßenraumbreite und Fahrbahnbreite aus.

- Die Cracauer Straße, mit der Schule und systematisch gesetzten Ladenbauten, sowie der Straßenbahntrasse, übernimmt die Funktion der Hauptversorgungsachse.



Abb. 6: Übersichtsplan

Abb. 7: Strukturskizze



- Die Herweghstraße, die als breiter grüner Anger vom Zuckerbusch bis zum Mühlenweg (Cracauer Friedhof) reicht und an der Friedrich-Ebert-Straße in den 30er Jahren zu einem 'Sternplatz' erweitert wurde, stellt so etwas wie eine 'grüne Mitte' dar. Sie ist gleichzeitig die konsequente Umsetzung einer im Grünflächenplan skizzierten Verbindung zwischen dem alleeartig begrünten Teil des Festungswalls der Friedrichstadt und den Freiflächen nördlich des Friedhofes im Brückfeld.
- Die Büchnerstraße verläuft als Uferstraße weitgehend auf den schon vor dem Bau der Siedlung existierenden Verbindungsweg zum Dorf Cracau. An den zum Elbraum offenen Straßeneinmündungen wird mit einer besonderen Gebäudefiguration (gestaffelte Ecken) reagiert.
- In Ost-West-Richtung kommt der Mehringstr. (bzw. Karl-Schurz-Straße) zentrierende Funktion zu. Die über die ganze Länge geführte Allee bringt dies zum Ausdruck, wie auch die Tatsache, daß ihre Verkehrsfunktion nicht durch die Herweghstraße unterbrochen wird. An der Straßenkreuzung Cracauer Straße/Mehringstraße/Karl-Schurz-Straße liegt eine platzartige Aufweitung der Karl-Schurz-Straße und markiert an diesem wichtigen Zusammentreffen der Hauptversorgungsstraße mit der alleebestandenen Mittelachse in NO-SW-Richtung so etwas wie die Mitte der Siedlung. Die Größe der Platzaufweitung wird durch den Straßenversatz von Karl-Schurz-Straße und Mehringstraße bestimmt. Durch das im 2. Weltkrieg zerstörte Quergebäude wurde der Platz zur Karl-Schurz-Straße abgeschlossen. Dadurch erhielt dieser eine für den Geist des neuen Bauens überraschend geschlossene Platzwand.
- Auch nach Norden wird die Siedlung durch die Anlagen von Alleen gegliedert. Die Allee der Fritz-Hekert-Straße (bzw. Zuckerbusch-Weg) beendet zunächst das aufgebaute Siedlungsraster. Es folgen links und rechts der Cracauer Str. zwei Baublöcke, die durch ihre Form, aber auch den vorhandenen älteren Baubestand den Übergang zur ehemaligen Friedrichstadt einleiten.
- Im Süden sollte die Friedrich-Ebert-Straße ursprünglich als Teil einer Ringstraße über die Elbe geführt werden (siehe Generalsiedlungsplan). Sie wurde jedoch nur zwischen Herweghstraße und Cracauer Straße vollständig, und weiter nach Osten teilweise fertiggestellt. Westlich der Cracauer Straße entstand eine diffuse Vorhaltungsfläche, sowie ein Sportplatz.

Die Siedlung ist in offener Blockbauweise durch Zeilen bebaut. Die Erschließung der Gebäude erfolgt von der

Straßenseite, die Blockinnenbereiche sind verkehrsfrei. Dort befinden sich Mietergärten. Die Bebauung der Siedlung ist durchgehend 3-geschossig.

Architektur der Siedlung

Die Gebäude des ersten und zweiten Teilbereiches zeichnen sich durch eine funktionalistische Architekturauffassung aus. Zugunsten von Primärformen des Kubusses wird mit Ausnahme der risalitartig vorgezogenen Treppenhäuser einiger Bautypen auf beinahe jede Plastizität der Fassade verzichtet.

Die zum Teil farbigen Fassaden sollten als exakt gestanzte Form erscheinen. Um die auf Flächigkeit angelegte Wirkung der Fassade zu unterstreichen, sind die Außenwände verputzt.

Insgesamt zeichnen sich die Bauten dieser Phase durch eine dynamische Wirkung infolge der Betonung horizontaler Bauelemente aus.

Eine Sonderstellung in der Siedlung nimmt das Gebäude Bassermannstr. 3+5 von 1930 ein.

Das Bauamt der Stadt Magdeburg entwarf diesen durch seinen hohen formalen Anspruch und seine Solitärstellung ausgezeichneten Bautyp.

Das Gebäude vollzieht den leichten Bogen der Straße nach und wirkt dadurch - unterstützt durch die bandartig angeordneten Fenster sehr dynamisch im Sinne der funktionalistischen Architekturauffassung. Auffällig sind die herausgezogenen Treppenhausrisalite mit Eckverglasung. Die Attika mit den kleinen Bodenfenstern wirkt verhältnismäßig hoch und bildet einen klaren Abschluß des Gebäudes.

Auf der Hofseite erhielten die unteren beiden Geschosse Balkonvorbauten. Im obersten Geschoß ließ sich das große Fenster durch ein Schiebeelement ganz öffnen.

Die Farbigkeit der in neapelgelb gehaltenen Fassade kontrastiert mit dem Grau der Fensterflügel und Deckleisten. Die Farbe der Türen orientiert sich am Klinkersockel. Die filigranen Eisenteile der Balkone sind in kräftigem Grün gehalten.

Die Gebäude des Vereins für Kleinwohnungswesen der Baujahre 1930/31 dokumentieren ebenfalls eine funktionalistische Architekturauffassung.

Sie sind in Architektur und Farbigkeit erheblich einfacher. Auffällig ist die Beziehung der Fassade auf die



Abb. 8: Ladenecke Cracauer Straße (1930)



Abb. 9: Ladenecke Cracauer Straße (heute)



Abb. 10: Platz Karl-Schurz-Str./Cracauer Straße (1930)



Abb. 11: Platz Karl-Schurz-Str./Cracauer Straße (heute)

Abb. 12: Bassermannstr. 3 + 5, Straßenfassade (1930)



Abb. 13: Bassermannstr. 3 + 5, (1930), Hoffassade

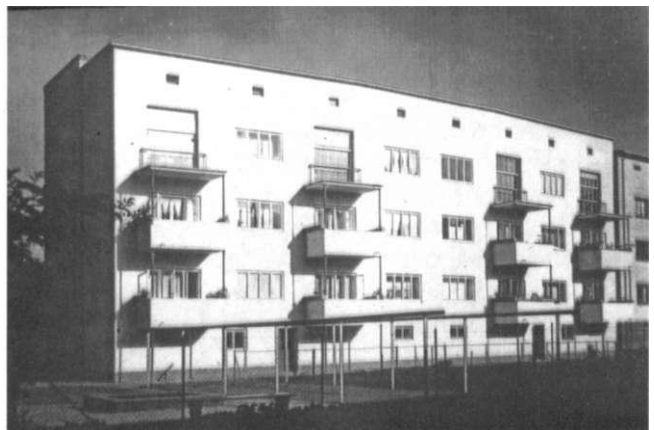




Abb. 14: Cracauer Straße (1930)



Abb. 15: Cracauer Straße (heute)



Abb. 16: Luxemburg Straße



Abb. 17: Mehringstraße

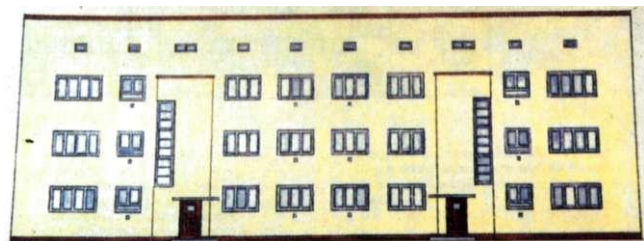
Abb. 18: Türwulst (GAGFAH)



Abb. 19: Türwulst, Münzestraße (Konflikt Vollwärmeschutz)



Abb. 20: Farbigkeit der Siedlung



Bassermannstraße 3+5, Straßenfassade



Bassermannstraße 3+5 Hoffassade

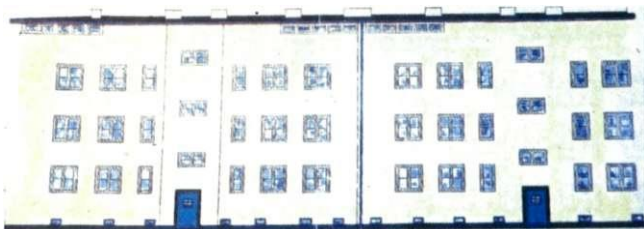
Mehringstraße 15-41



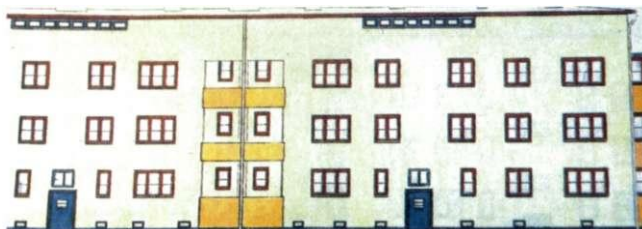
Mehringstraße 18-48



Mehringstraße, Straßenfassade



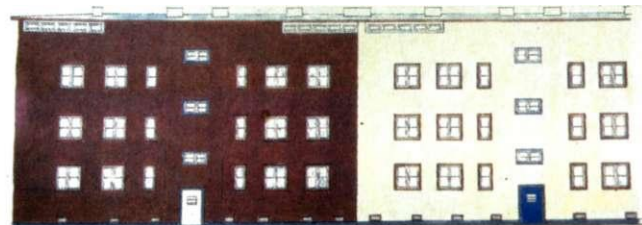
Münzestraße Straßenfassade



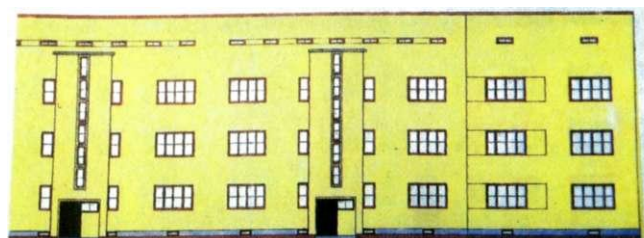
Herweghstraße



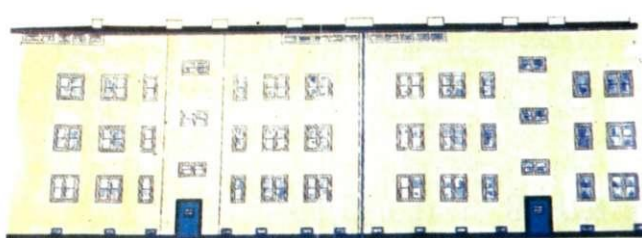
Luxemburgstraße, Straßenfassade



Cracauer Straße, Straßenfassade



Cracauer Straße, Straßenfassade



Treppenhäuser, die risalitartig herausgezogen sind (Cracauer Str. 28-56) oder um Steinbreite eingezogen sind (Cracauer Str. 12-26) bzw. lediglich durch ein vertikales Fensterband betont sind. Die starke Vertikalbetonung der hervorgeschobenen Bauteile der Treppenhäuser wird durch "kammartig" gezogene horizontale Putzgrate gemildert. Die Putzflächen sind durchgängig hellockerfarben, Wohn- und Treppenhäuserfenster nehmen die Farbigkeit der Klinkersichtflächen auf.

Besonderheit dieser Bautypen ist der mehrfach befundene schwarze Anstrich der Haustüren und Kellerfenster.

Die Bauten der Gagfah des Bereichs 2 (1930) zeichnen sich durch einen verhaltenen Funktionalismus der Fassadenarchitektur aus:

die Treppenhauswände springen z. T. um eine Steinbreite vor, die Fassadenabwicklung wird durch Vor- und Rücksprünge gegliedert. Die Fensteröffnungen der Eingangsseiten sind meist quadratisch, die Dachbodenfenster sind zu horizontalen Bändern zusammengefaßt, an den Gebäudeachsen angeordnet. Balkons sind in die Fassade nahezu bündig eingeschnitten.

Bemerkenswert ist bei diesen Bauten die Farbigkeit der Fassaden, die jedem Straßenzug seine eigene Ausprägung gibt, oft wechselt Farbe oder Farbton mit Vor- und Rücksprung der Fassade, die Palette reicht von neapelgelb, ockergelb bis englischrot. Fenster und Türen sind meist in abgemischten Primärfarben gehalten.

Bei den Gebäuden der Baujahre 1932-34 vollzieht sich der Übergang von der funktionalistischen zur expressionistischen Architekturauffassung der nationalsozialistischen Phase., z. B. Cracauer Straße 13-25.

Putzflächen mit neapelgelber Farbigkeit gliedern neben Sichtmauerwerksbändern aus Kalksandstein die Fassade. Es erfolgt eine stärkere Betonung der Hauseinheiten. Durch Zusammenfassen vom Treppenhaus und z. T. Badfenstern in einem Klinkerband mit oft aufwendiger Ornamentik wird eine stärkere Vertikalbetonung der Fassade gesucht. Erstmals wird das Band der gleichmäßig angeordneten Dachbodenfenster unterbrochen.

Die Fassadenfarbigkeit beschränkt sich auf den Kontrast zwischen Klinker und ockerfarbenen Putz. Durch eine hellgelbe Farbe werden die Fenster in die Fassade eingebunden, Türen sind größtenteils grau.

Die miteinander korrespondierenden Gebäude Mehringstr. 15-41 bzw. 18-46 des Jahres 1935 sind architektonisch anspruchsvolle Zeugnisse einer expressionistischen Stilauffassung.

Einerseits erfolgt die Betonung der Horizontalen durch in Klinkerbänder eingefasste Fenster, durch Fassaden- vor- und -rücksprünge wird die Hauseinheit besonders betont.

Die Balkons wirken in die Fassade eingeschnitten, die Haustüren erhielten eine aufwendige Klinkereinfassung.

Die Farbigkeit ist auf natürlichen oder diesen angeglichenen Farbtöne beschränkt, der hellockerfarbene Putz, der einer Straßenseite korrespondiert mit der neapelgelben Putzeinfärbung der gegenüberliegenden Seite.

In den Jahren 1937/38 wird die u. a. Luxemburgstraße durch nationalsozialistische Zweckarchitektur bebaut. Diese soll hier keine Erwähnung finden, ebenso wie die Bauten jenseits der Friedrich-Ebert-Straße von 1939 und die strukturellen Ergänzungen der Siedlung Im Brückfeld von 1951/53, die ebenfalls architektonisch anspruchslos sind.

Ute Schmidt-Kraft

SIEDLUNG FERMERSLEBEN

Die Siedlung Fermersleben, die im südlichen Bereich Magdeburgs auf westelbischer Seite zwischen dem alten Dorf Fermersleben und der Bezirksgrenze zu Buckau liegt, reiht sich ein in die sogenannten "Siedlungen der zwanziger Jahre", deren Entstehung zurückgeht auf das Wirken von Bruno Taut in Magdeburg.

Bevor die Siedlung vorgestellt wird, soll noch einmal ganz kurz die damalige Situation im Bereich der Wohnungsversorgung und Stadtplanung, speziell der in Magdeburg, in Erinnerung gerufen werden. Die besondere Bedeutung der Siedlungen der zwanziger Jahre und ihr denkmalwürdiger Stellenwert resultiert nicht allein aus ihren architektonischen und städtebaulichen Gestaltungen, sondern vielmehr aus der Sicht der veränderten sozialen Zielvorstellungen der Architekten und Planer unter Voraussetzung der damals gegebenen wirtschaftlichen und politischen Bedingungen.

Städtebauliche und soziale Aspekte der Siedlungen der zwanziger Jahre

Jahrhunderte lang galt Magdeburgs primäres Bauinteresse dem Ausbau der Festungsanlagen. Erst ab 1870, nachdem ein Fortgürtel um die Festung angelegt worden war, wurden erste Teile der Festungsanlagen abgetragen und die Stadt konnte sich endlich räumlich erweitern. Erst am 1. April 1912 wurde die Stelle des Kommandanten der Festung eingezogen und Magdeburg hörte auf, Festung zu sein.

Besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Bevölkerungszahl im Zusammenhang mit der rasant fortschreitenden Industrialisierung immens angestiegen und brachte eine ungeheure Nachfrage nach Wohnungen mit sich. In Magdeburg gestaltete sich der Wohnungsmangel besonders prekär, da sich die Stadt schon in der Vergangenheit aufgrund der Befestigungsanlagen räumlich nicht entsprechend hatte entwickeln können. Wie andernorts wurden nun auch in Magdeburg und den bereits eingemeindeten Vororten Mietskasernen mit lichtlosen Hinterhöfen gebaut, die in extrem hohen Maße belegt wurden. Dennoch reichte das Bauvolumen nicht aus, um die große Wohnungsnachfrage zu decken.

Der 1. Weltkrieg machte dem Wohnungsbau ein vorläufiges Ende und nach dem Krieg kam auf Magdeburg in großem Ausmaß eine neue Welle der Wohnungsnot zu.

Im Jahre 1920 war ganz Europa ein erschütterter, wirtschaftlich darniederliegender Kontinent. In dieser Zeit der politischen und wirtschaftlichen Unsicherheit entwickelte sich im Bereich der Architektur eine geistige Bewegung, auf der Suche nach einer neuen architektonischen Formensprache, nach Konzeptionen für eine neue Stadt und auf der Suche nach einem neuen gesellschaftlichen Weltbild. Das neue Weltgefühl basierte auf der Überzeugung der Gleichheit aller Menschen und die neue Bauauffassung auf der Synthese von zweckvollem sozialen Wohnungsbau unter Berücksichtigung moderner Baustoffe und Produktionsmethoden und der stadtbildnerischen Planung.

In ganz Europa wurde der soziale Gedanke kennzeichnend für das Neue Bauen, und die Suche nach einer neuen Architektursprache führte auf allen eingeschlagenen Wegen, ob rationalistischen, konstruktivistischen oder expressionistischen, zu Lösungen, die heute noch als vorbildlich zitiert werden.

Schon die Zeit vor 1914 hatte diesen Aufbruch vorbereitet. In Magdeburg bildeten sich bereits vor dem 1. Weltkrieg wohnungsreformpolitische Ansätze heraus, die auch erste bauliche Umsetzung erfuhren, z. B. in der Gartenstadt Reform und auch in bescheidenem Maße in Fermersleben. In größerem Umfang kamen Reformbestrebungen jedoch erst in den zwanziger Jahren zum Tragen, als in Magdeburg das große Programm der Siedlungsplanungen realisiert wurde.

In diesem Zusammenhang soll ein Aspekt eingefügt werden, den der Architekturkritiker Dieter Hoffmann-Axthelm in seinem Vortrag im Mai im Rahmen der begleitenden Veranstaltungen zur Taut-Ausstellung äußerte. (1) Hoffmann-Axthelm machte die kritisierende Anmerkung, daß die Siedlungsplanungen der zwanziger Jahre - als Instrument der Stadterweiterung - zu einem weiteren Zerfall der Städte führten. Sie forcierten die Trennung städtischer Funktionen, indem die Nutzungsfunktion der Siedlungen allein auf das Wohnen reduziert wurde. Während die Siedlungen alle städtisch urbanen Komponenten vermissen ließen, wurde den Stadtinnenbereichen die lebenserhaltende Funktion Wohnen entzogen. Die Ideologisierung der Siedlungen schuf nach Hoffmann-Axthelms Worten einen Befreiungsmythos von der Gründerzeitarchitektur und den mit ihr verbundenen Wohnformen, der den Stadtzerfall überdeckte, ohne die theoretischen, sozialen Ansprüche der Planer real einzulösen. Diese Ansprüche wurden minimiert auf die Aspekte Licht, Luft und Sonne, die Wohnungen - in der überwiegenden Mehrzahl wurden Zwei- und Drei-Raum-Wohnungen erstellt - waren den damaligen Familiengrößen entsprechend äußerst gering bemessen und ihr Ausstattungsstandard erfüllte nur einen Mindestbedarf.

Diese Sätze wurden aus dem zitierten Referat herausgegriffen, weil sie eine sehr wichtige Aussage zur Wertschätzung der Siedlungen enthalten, die vor allen Dingen bei der heutigen Stadtentwicklungsplanung zu denken geben und anregen sollten, im Interesse einer zusammenhängenden, funktionsfähigen Stadt solche segregierenden Maßnahmen nicht zu wiederholen. Noch gibt es in Magdeburg innerstädtische Wohnbereiche, doch bei den bereits erreichten Grundstückspreisen ist im Zuge der Stadtentwicklung eine Nutzungsänderung zu befürchten; die Masse der monofunktionalen Wohnsiedlungen Magdeburgs nach dem 2. Weltkrieg ist nicht zu übersehen.

Den Argumenten von Hoffmann-Axthelm kann prinzipiell gewiß zugestimmt werden. Doch in Anbetracht der damaligen großen Wohnungsnot in Magdeburg, der außerordentlich geringen Finanzmittel, der politisch sehr angespannten Verhältnisse und der spezifischen städtebaulichen Situation, müssen die Siedlungen der zwanziger Jahre in Magdeburg dennoch als fortschrittliche Leistung und als wohnungspolitisch wie sozial gelungenes Werk ihrer Zeit bewertet werden.

Rahmenbedingungen der Siedlung Fermersleben

Die Siedlung Fermersleben liegt zwischen der fast elbparallel verlaufenden Straße von Magdeburg nach Schönebeck und der Bahnstrecke Magdeburg-Halle-Leipzig. Sehr dominant für die Siedlung Fermersleben ist das weitläufige Gelände des Rangierbahnhofes Buckau, der die Siedlung im Westen begrenzt. Im Norden wird die Siedlung durch das Gelände des ehemaligen Fort 1, das 1919/20 geschleift wurde und auf dem sich heute Sportanlagen befinden, abgeschlossen. Im Süden grenzt das Industriegelände von SKL (Schwermaschinenbau Karl Liebknecht) und eine 1920 bereits vorhandene Wohnbebauung das Gebiet ab.

Aufgrund spezifischer Ausgangsvoraussetzungen ist die Siedlung Fermersleben aus einer etwas anderen Sicht zu betrachten als die anderen Magdeburger Siedlungen dieser Zeit. Sie ist nicht wie die meisten Siedlungen als eine Stadterweiterung im eigentlichen Sinne zu sehen, sondern als Angliederung an den ursprünglich landwirtschaftlich geprägten, homogen gewachsenen Ort Fermersleben mit einer entsprechenden Bevölkerungsstruktur, einem geschlossenen Sozialgefüge und einer sehr ausgeprägten kirchlichen, sozial bindenden Dominanz. (In Fermersleben steht die einzige Fachwerkkirche Magdeburgs. Sie wurde 1657 erbaut.) Zwar dominierte 1920 in Fermersleben längst die industrielle Nutzung, und auch die Bevölkerungszusammensetzung war entsprechend durchmischt, aber der urbane Mittelpunkt konzentrierte sich noch

immer auf den alten Dorfbereich mit seinen lang eingesessenen Bewohnern. Die Planung einer neuen Siedlung erforderte eine sensible Anpassung an vorhandene stadträumliche und urbane Beziehungen.

Zum anderen war die zur Siedlungsplanung zur Verfügung stehende Fläche durch die vollkommen statischen Abgrenzungen bestimmt, die von vornherein nur begrenzte Planungsspielräume zuließen.

Zum weiteren lastete auf diesem Gebiet ein starker Handlungsdruck zur Schaffung von Wohnungen in Arbeitsplatznähe, verursacht durch die Konzentration industrieller Betriebe mit einer sehr hohen Zahl der Beschäftigten in Fermersleben und den benachbarten Stadtteilen Buckau und Salbke.

Mit diesen Einschränkungen der örtlichen Gegebenheiten wurde auf dem Taut'schen Siedlungskonzept aufbauend, unter der Leitung von Johannes Göderitz 1928 ein spezifizierter Siedlungsplan und 1930 ein Bebauungsplan aufgestellt, der bis auf die zum Teil fehlende Bebauung an der Felgeleber Straße in der städtebaulich vorgesehenen Konzeption ausgeführt wurde.

Die im Plan gezeigten Bereiche II und III bilden die Siedlung Fermersleben. Der Bereich I wurde bereits ab 1903 bebaut. Der Bebauung dieses Blockes lag eine vollkommen andere Baupolitik zugrunde als der später folgenden Siedlung. Dennoch soll dieser Bereich kurz vorgestellt werden, weil in ihm die Entwicklung im Wohnungsbau sehr gut ablesbar ist und weil in diesem Bereich die ersten genossenschaftlichen Wohnungen der Baugenossenschaft für Kleinwohnungen Fermersleben gebaut wurden, der Genossenschaft, die bis heute Eigentümerin aller Bauten der Siedlung Fermersleben ist.

Abb. 1: Die Siedlungen der zwanziger Jahre in Magdeburg

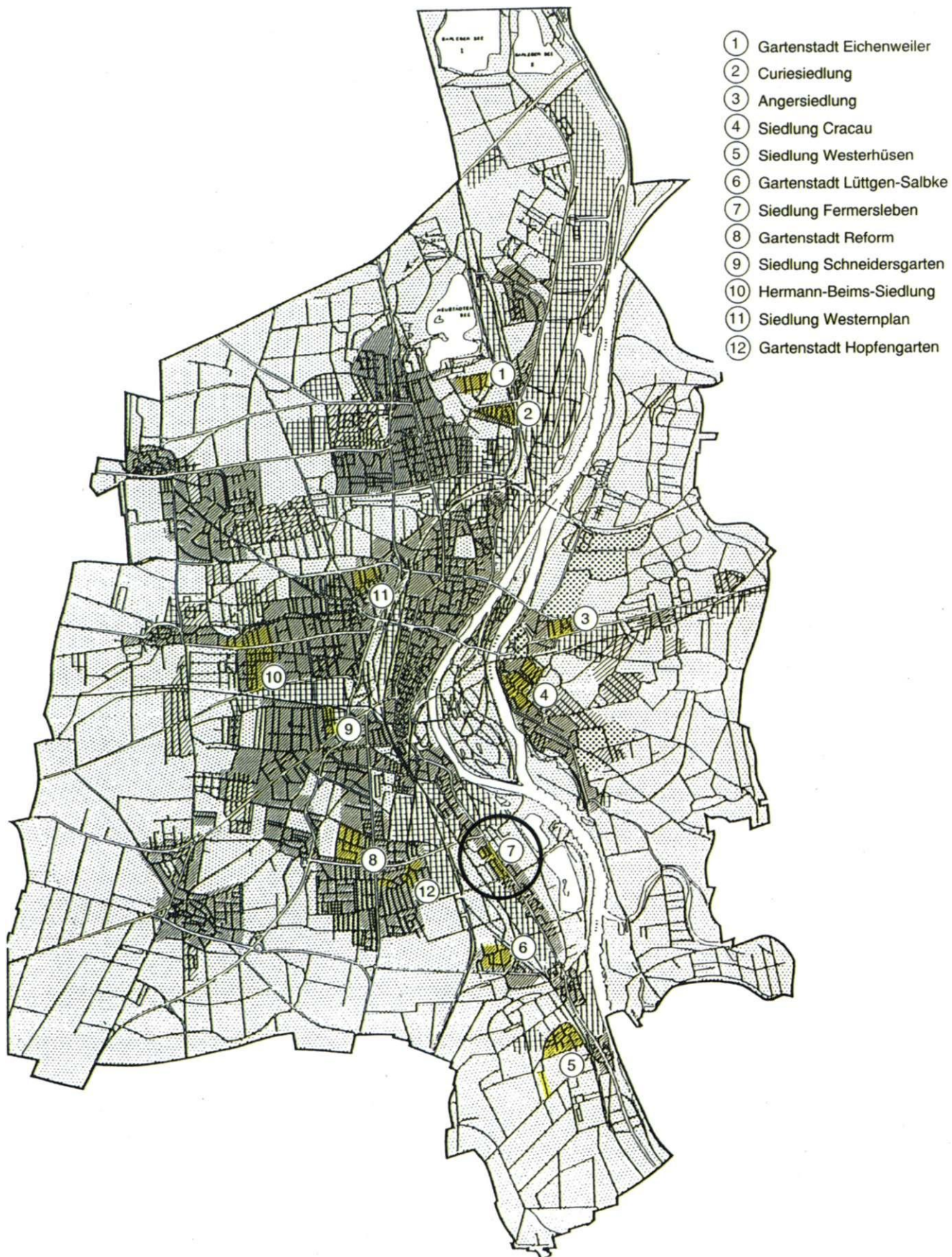


Abb. 2: Siedlung Fermersleben



Bebauungsbereich I

Im Bereich I bauten ab 1903 verschiedene Eigentümer dreigeschossige Mietshäuser als Vorder- und Hinterhäuser unter größtmöglicher Ausnutzung der bebaubaren Fläche. Innerhalb von drei Jahren war der nördliche Teil des Blockes dicht bebaut. Auf dem jetzt ungenutzten Eckgrundstück im Nordosten hatte sich der ursprüngliche Eigentümer der gesamten Fläche, der königliche Oberleutnant a. D. Richard Faber, im Jahre 1903 eine zweigeschossige Villa gebaut. Bis 1909 wurden noch die Grundstücke im Süden des Blockes bebaut, zum Teil auch mit Vorder- und Hinterhäusern.

Der private Wohnungsbau war derzeit von dem Bestreben geprägt, eine möglichst hohe Rendite aus den Objekten erzielen zu können, wobei die Frage der qualitativen Wohnungsversorgung in den Hintergrund trat. Während die in diesem Komplex errichteten Gebäude im Bereich der Vorderhäuser offensichtlich nicht für eine Wohnungsversorgung der unteren Einkommensschichten vorgesehen waren, sondern als Investitionsobjekte auf preiswertem Vorortbauland zur Nutzung für eine mittelständisch orientierte Mieterschaft gelten können, entsprach die Wohnsituation in den Hinterhäusern durchaus der bekannten Konstellation der Mietskasernen.

Faberstraße

Mit der Gründung der Baugenossenschaft begann eine neue Phase der Bautätigkeit in dem Bereich I. 1914 errichtete die Baugenossenschaft für Kleinwohnungen Fermersleben ihr erstes Haus auf dem Grundstück Faberstraße Nr. 14, das architektonisch und konzeptionell eingebunden war in die sogleich anschließende Nachbarbebauung (Faberstraße Nr. 15 bis 16 a). Die Häuser enthalten Zwei-Raum-Wohnungen, die mit einer Wohnfläche von 45-48qm zwar nicht sonderlich groß sind, die aber fast alle - mit Ausnahme der Erdgeschoßwohnungen - über einen Balkon oder eine Loggia verfügen.

Von wichtiger Bedeutung und mit der Folge grundlegender Veränderung der baulichen Struktur des gesamten Häuserblocks des Bereiches I war 1915 die Entscheidung der Baugenossenschaft, die geplanten Hinterhäuser auf ihren Grundstücken an der Straße Alt Fermersleben nicht ausführen zu lassen. Statt dessen entstand ein großer, begrünter Innenhof. Licht, Luft und Sonne gelangte in alle Wohnungen. Hierdurch wurden nicht nur hygienisch befriedigendere Wohnbedingungen geschaffen, sondern auch bessere Möglichkeiten zur sozialen Kommunikation zwischen den Bewohnern erzielt.

Der Verzicht auf eine intensive bauliche Grundstücksausnutzung dokumentiert die schon vor dem 1. Weltkrieg einsetzenden Bemühungen um wohnungspolitische Veränderungen. In größerem Umfang ließen sich Reformbestrebungen jedoch erst mit Beginn des Siedlungsbaus der zwanziger Jahre realisieren.

Eine besondere Ergänzung erfuhr dieser Baublock im Bereich I im Jahre 1928. Die Baugenossenschaft für Kleinwohnungen Fermersleben erbaute in ihrem Innenhof eine Badeanstalt mit sechs Badewannen für die Mieter, die keine Badeeinrichtung in ihrer Wohnung hatten.

Dieses Badehaus wird einst in großem Maße frequentiert gewesen sein, denn nicht nur die Wohnungen im Bereich I verfügten nicht über ein Badezimmer, auch die sehr viel später, nämlich nach 1933 gebauten Häuser im Bereich III und einige im Bereich II hatten keine Baderäume.

Die Siedlung: Bereich II und III

1920 schloß sich die Baugenossenschaft für Kleinwohnungen Fermersleben dem Verein für Kleinwohnungswesen an - einem Zusammenschluß von neun bestehenden Bauvereinigungen bzw. Baugenossenschaften,

zum Zwecke eines rationelleren Einsatzes ihrer planerischen, wirtschaftlichen und produktiven Kenntnisse - und nahm ihre Bautätigkeit an der westlichen Seite der Straße Alt Fermersleben auf.

Im Massenwohnungsbau setzten sich immer deutlicher neue Stilelemente durch, die dem ökonomischen Auftrag, möglichst viele, billige Wohnungen zu bauen, eher entsprachen als die Ornamentik vergangener Epochen. Der erste Bauabschnitt dieser Häuserzeile wurde in dieser Zeit des stilistischen Umbruchs realisiert und zeigt noch - wenn auch schon vereinfacht - überkommene Architekturelemente.

Zur Zeit der Durchführung des zweiten Bauabschnitts war Bruno Taut als neuer Stadtbaurat nach Magdeburg gekommen und aufgrund seiner Intervention wurde die Fassadengestaltung dieser Gebäude verändert, und wie Taut es nannte *"von allem Krimskrams befreit"*. (2)

Viele Architekten werden diese Bauten kennen, weil Bruno Taut sie in seinem Artikel "Mein erstes Jahr Stadtbaurat" in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift "Frühlicht" 1922 zitierte und abbildete. Leider wurden diese - auch farbig gestalteten Fassaden - 1935 als Folge einer neuen Architekturauffassung verändert.



Abb. 3 a+b: Alt Fermersleben 3-6, Straßen- und Hofansicht, von Bruno Taut im Frühlicht 1922 abgebildet.



Während der Tätigkeit Bruno Tauts in Magdeburg wurde die Fläche des Siedlungsgebietes in den Stadterweiterungsplänen als Baugebiet vorgesehen. Die vom Stadterweiterungsamt unter Johannes Göderitz erarbeiteten Generalsiedlungspläne von 1927 und 1928 setzten deutliche Strukturvorgaben, auf deren Grundlage in Fermersleben mit dem Bau von Kleinwohnungen begonnen wurde. Als 1930 der Bebauungsplan für dieses Gebiet förmlich festgestellt wurde, war ein großer Teil der Siedlung bereits - dem Bebauungsplan entsprechend - fertiggestellt, was auf eine enge Kooperation zwischen dem Stadterweiterungsamt und dem Verein für Kleinwohnungswesen schließen läßt.

Das zu bebauende Areal der Siedlung war mit ca. 15 ha relativ klein. Die festgelegten Grenzen beschränkten von vornherein das städtebauliche Konzept und mitten durch

diese begrenzte Fläche führte die Trasse einer geplanten Industriebahn, die vom Rangierbahnhof abzweigend, über das Gelände zwischen Zincke- und Felgeleber Straße führte, dann die Straße Alt Fermersleben unterqueren sollte, am Buckauer Friedhof entlang und in einem Bogen über die Elbwiesen zu den an der Elbe gelegenen Buckauer Industriebereichen führen sollte.

Diese projektierte Bahntrasse teilte die Siedlung flächenmäßig in zwei Bereiche, die gleichzeitig auch eine chronologische Teilung bedeutet.

Der nördlich der geplanten Bahntrasse liegende Bauabschnitt (Bereich II) wurde in den zwanziger Jahren erbaut, der südlich davon gelegene Bereich III entstand nach 1933 auf der Grundlage der städtebaulichen Planungen von 1928.

Abb. 4: Luftfoto der Siedlung Fermersleben



Städtebauliches Konzept

Die Umsetzung der sozialen Grundprinzipien als Leitmotiv städtebaulicher Planungen der zwanziger Jahre wurde auch hier auf dem umgrenzten Areal in Fermersleben realisiert. Die Wohn- und Lebensschwerpunkte konzentrieren sich auf den Binnenraum der Siedlung, der durch große, begrünte, gemeinschaftliche Innenhöfe geprägt ist.

Das städtebauliche Konzept der Siedlung ist klar gegliedert und folgte den Anforderungen nach Licht, Luft und Sonne. Zwischen den emittierenden Bahnanlagen und der Siedlung liegen großflächige Kleingartenanlagen, an die sich im Norden die Grünflächen des Sportareals auf dem ehemaligen Fortgelände anschließen. Während im südlichen Siedlungsbereich nur die kleine Grünfläche des ehemaligen Fermerslebener Friedhofs liegt, schafft der Buckauer Friedhof auf der Ostseite der Siedlung eine Grünverbindung zu der anschließenden Elbniederung. Trotz ihrer Lage inmitten von Industriegebieten ist die Siedlung Fermersleben umgeben von Grünbereichen.

Grundelement der räumlichen Gestaltung bilden die in Nord-Süd-Richtung parallel verlaufenden Häuserzeilen, die einerseits einen relativ engen Straßenraum der Wohnstraßen und andererseits große, begrünte Innenhöfe bilden. Die Innenhöfe gewährleiten nicht nur optimale hygienische Wohnbedingungen, sondern förderten auch die sozialen Kontakte. Ein typisches Gestaltungsmerkmal der Wohnstraßen sind die kleinen Vorgärten. Eine kleine Rasenfläche wurde durch eine niedrige Ziegelmauer eingefasst, die in einigen Bereichen durch ein graziles Geländer oder durch eine niedrige Hecke ergänzt wurde. Die Vorgärten sind heute noch überall erhalten, wenngleich sich ihr Aussehen durch individuelle Bepflanzung teilweise verändert hat.

Durch wenige Zufahrtsstraßen wird das Siedlungsgebiet von der Straße Alt Fermersleben erschlossen. Ausgewiesene Parkmöglichkeiten für Kraftfahrzeuge waren in der Siedlungsplanung nicht vorgesehen. Heute ergeben sich daraus große Probleme, weil die Straßen vollkommen "zugeparkt" sind und durch Parkplatzsuchverkehr, der die Wohnqualität erheblich beeinträchtigt, zusätzlich belastet werden.

Im Bereich III wurde das städtebauliche Konzept nicht mehr vollständig realisiert. Der Bau der Siedlung wurde beendet, bevor die Bebauung am nordwestlichen Straßenabschnitt der Felgeleber Straße zur Ausführung kam. Diese Fläche ist heute, ebenso wie der im Bereich des Kleingartengürtels liegende Steinlagerplatz, der die Wohnsiedlung von dem emittierenden Bahngelände abgrenzt, ein wertvolles Potential für eine Realisierung

veränderter Bedürfnisse an zeitgemäße Wohn- und Lebensbedingungen für die Siedlung Fermersleben.

Die Bebauung an der Calbischen Straße resultiert nicht aus den Planungen der zwanziger Jahre. Derzeit stand das Gelände nicht für Siedlungsplanungen zur Verfügung. Erst die Planungen des Nationalsozialismus bezogen dieses bereits bebaute Privatgrundstück mit ein und realisierten eine Bebauungsstruktur, die unter ganz anderen, nämlich kriegstechnischen, Gesichtspunkten betrachtet wurde. Die dort ausgeführte offene Bebauung sollte den Druckwellenausgleich von Kriegsbomben und einen schnellen Abzug von Giftgasen ermöglichen.

Wohnungsbauprogramm

Mit dem Wohnungsbauprogramm auf der Grundlage des Generalsiedlungsplanes wurde in Fermersleben 1926/27 begonnen. Parallel zur allgemeinen Wohnungsentwicklung in Magdeburg war auch in der Siedlung Fermersleben 1929 ein außerordentlich aktives Baujahr. In keinem anderen Jahr wurden in der Siedlung so viele Wohnungen gebaut. Durch die fortschreitende inflationäre Entwicklung auf dem Wirtschaftsmarkt war die Bautätigkeit ab 1930 stark rückläufig, bis sie 1932 ganz zum Erliegen kam. Nach dem Machtwechsel von 1933 wurde der Wohnungsbau wieder vorangetrieben und erreichte 1938 einen quantitativen Höhepunkt. In Fermersleben wurden Mitte 1938 die letzten Baugenehmigungen erteilt.

Insgesamt wurden in der Siedlung Fermersleben auf einer Fläche von ca. 15 ha 1.254 Wohnungen gebaut, von denen knapp die Hälfte (616) im Bereich II und der etwas größere Anteil (638) im Bereich III liegt. Etwas abweichender ist das Verhältnis der Wohnungsgrößen. Im Bereich II sind etwa 70 % aller Wohnungen Zwei-Raum-Wohnungen und 28 % Drei-Raum-Wohnungen. Fast alle Wohnungen im Bereich II, mit Ausnahme der in der Zinckestraße gelegenen, waren mit einem Badezimmer ausgestattet, das allerdings in der Regel sehr klein war. Im Bereich III, der nach 1933 bebaut wurde, sind ca. 90 % aller Wohnungen Zwei-Raum-Wohnungen. Hier verfügte nur eine äußerst geringe Zahl der Wohnungen über ein Badezimmer. Außerdem sind die Zwei-Raum-Wohnungen im Bereich III mit einer Wohnfläche von weniger als 50 qm kleiner als die im Bereich II.

Architektur

Die Architektur der Siedlung ist deutlich geprägt durch die Vorgaben des Bebauungsplanes, einer dreigeschossigen Reihenhausbauung mit einem 45 Grad geneigten Satteldach. An wenigen, städtebaulich hervorzuhebenden Punkten wurde davon abgewichen. Gebäudezeilen mit einem flachen Dach, die im Zusammenklang mit anderen spezifischen Gestaltungselementen das typische, unverwechselbare Bild einer Siedlungsarchitektur der zwanziger Jahre geben, kommen in der Siedlung Farmersleben nur vereinzelt vor. Gleichwohl zeigt die Gebäudegestaltung die Architektur des Neuen Bauens. Primäre Gestaltungselemente sind dabei die Treppenhäuser und Fenster. Eine deutlich die Horizontale betonende, funktionale Anordnung der Fenster, die in sehr schmalen Leibungen liegen und deren Sprossenteilung und schmale Profilierung häufig durch Putzschattenkanten oder zusammenfassende Putzfelder betont wurden, charakterisieren hier die typische Fassadengestaltung. Die starke vertikale Ausprägung der Treppenhausbereiche als Kontrapunkt in der Formsprache einer dem Funktionalismus verpflichteten Architektur bestimmte auch in der Siedlung Farmersleben das Erscheinungsbild.

Eine Aussagebeschränkung nur auf die Treppenhäuser und Fenster als charakteristische Architekturdetails erfolgt hier, weil sie besonders dominant sind und weil sie im Laufe der Nutzung die auffallendsten Änderungen erfahren haben.

Im Bereich III, der nach 1933 ausgeführt wurde, ist in Teilen der Versuch ablesbar, funktionalistische und expressive Elemente der Architekturgestaltung der zwanziger Jahre beibehalten zu wollen. Doch letztendlich führten die Auflagen des neuen Regimes, wie z. B. die Verordnung über die Baugestaltung von 1936, zu einer Abkehr von den Ausdrucksformen der vergangenen Epoche. Bevor sich aber eine ideologisch geprägte Architektur des Nationalsozialismus richtig etablieren konnte, war die Bebauung der Siedlung beendet worden.

Architekten

Die Bauten der Siedlung Farmersleben wurden von nur drei Architekten entworfen, von Carl Krayl, dem bekannten Partner und Freund Bruno Tauts, von Paul Wahlmann, dessen Arbeiten als Architekt des Vereins für Kleinwohnungswesen in mehreren Magdeburger Siedlungen bekannt wurden und von F. W. Ferd. Müller, der nach 1933 alle Gebäude für den Bereich III entworfen hat.

Bauten von Carl Krayl (Bereich II)

Die Bebauung der Straße Am Klosterfeld, die 1927 nach Entwürfen des Architekten Carl Krayl begonnen wurde, ist von prägender Dominanz in der Siedlung Farmersleben. Primäres Gestaltungselement der Gebäudezeile auf der östlichen Straßenseite bilden die weit vorragenden, in rotem Ziegelmauerwerk ausgeführten Treppenhäuser, die bis über die Traufkante geradezu turmmäßig ausgeführt wurden.

Der westliche, den Treppenhaustürmen gegenüberliegende Straßenabschnitt bietet eine ganz andere Gestaltung. Zwar bestimmen wieder die Treppenhäuser die deutlich gegliederte Architektur, aber hier liegen sie in der Fassade zurückversetzt, mit schmalen, stark überhöhten Fenstern. In ihrer fast grazilen Schlichtheit, die durch die Anordnung von Loggien in der Fassade unterstrichen wird, bilden sie einen Kontrapunkt zu den gegenüberliegenden, massiv wirkenden Treppenhäusern.

Durch diese ausgeprägt unterschiedlich gestalteten Baukörper entsteht in dem engen Straßenraum ein spannungsvolles Raumgefüge und ein visuell abwechslungsreicher Erlebnisraum.

Die Architektur der Bauten in der Straße Am Klosterfeld zeigte typische stilistische Merkmale des Neuen Bauens.

Ein weiterer Baukomplex nach den Entwürfen von Carl Krayl kam 1928 an der Felgeleber Straße/Ecke Alt Farmersleben zur Ausführung. Dieser langgestreckte, dreigeschossige, mit einem flachen Pultdach versehene Baublock zeigt charakteristischer jene Stilelemente, wie wir sie von einer klassischen Siedlungsarchitektur jener Zeit erwarten.



Abb. 5: Am Klosterfeld, Architekt Carl Krayl



Abb. 6: Felgeleber Straße/Ecke Alt Fermersleben, 1937, Architekt Carl Krayl



Abb. 7: Felgeleber Straße/Alt Fermersleben, 1994

Abb. 8: Reproduktion der Bauzeichnung Felgeleber Straße/Alt Fermersleben



Bauten von Paul Wahlmann (Bereich II)

Der gesamte übrige Baubestand des Bereiches II wurde von Paul Wahlmann entworfen. Seine Bauten von 1929 in der Eickendorfer Straße und besonders in der Straße Am Fort zeigten klare, nach den Maßgaben funktionalistischer Architektur gestaltete Fassaden.

Durch einen Maßstabssprung zur Viergeschossigkeit in der Straße Am Fort und eine versetzte Anordnung der angrenzenden Bebauung wurden an den einmündenden Straßen Ecklösungen geschaffen, die als Gestaltungsidee in zahlreichen Fällen auch in anderen Siedlungen der zwanziger Jahre angewendet wurden. Loggien im Eckbereich unterstützten die Plastizität des erweiterten Straßenraumes.

Die recht engen Wohnstraßen in der Siedlung Fermersleben verlaufen im Bereich II exakt parallel zueinander. Ebenso wie Carl Krayl in der Straße Am Klosterfeld, gestaltete Paul Wahlmann in der Eickendorfer Straße die sich gegenüberliegenden Gebäudefassaden unterschiedlich, indem er die Treppenhäuser, die hier wieder von prägender Bedeutung sind, differenziert ausführte.

Sehr schmale, geschosshohe Fenster, die um eine schmale Leibungstiefe eingezogen sind, markierten auf der westlichen Straßenseite die Treppenhäuser. (Ursprünglich hatten die Treppenhausfenster eine vertikale und vier horizontale Teilungen durch dünne Sprossen, wobei die vertikale die Schlankheit der Fenster zusätzlich betonte.)

Auf der gegenüberliegenden, östlichen Straßenseite sind die Treppenhäuser sehr stark eingezogen. In den tiefen Nischen liegen querformatige, zweiflügelige Fenster, die Hauseingangstüren werden beidseitig von einem Mauervorsprung in Ziegelsichtmauerwerk flankiert.

Die Fassadengestaltung in der Mühlinger Straße wurde in beiden Gebäudezeilen gleichartig ausgeführt. Im Gegensatz zu den vorgenannten Straßen Am Klosterfeld und Eickendorfer Straße, wo durch ausgeprägte Architekturdetails eine Plastizität des Straßenraumes erzielt wurde, wird in der Mühlinger Straße durch die sehr gleichförmige Architektur die strenge Parallelität der Bebauung betont.

Abb. 9: Am Fort 7-11, Architekt Paul Wahlmann



Die sehr schlichte Architektur wird in der Zinckestraße fortgesetzt. Das eigentlich Interessante an dieser Straße ist ihre ursprüngliche, stadträumliche Konzeption. Dem Verlauf der geplanten Industriebahntrasse folgend verläuft die Zinckestraße in einem sanften Bogen in Ost-West-Richtung. Am westlichen Endpunkt der Straße grenzt die Bebauung direkt an die der Eickendorfer Straße. Hier hebt sich durch eine höhere Geschossigkeit und eine deutlich funktionale Architektur das Eckgebäude hervor. Durch die geschlossenen Ecke bildet die Zinckestraße eine Begrenzung des gesamten Baubereiches II.

Ursprünglich waren die Häuser auf der nördlichen Straßenseite der Zinckestraße nicht geplant, und dadurch waren die Innenhöfe der Parallelstraßen nach Süden hin weit geöffnet. Die Gebäude der Parallelstraßen endeten versetzt zueinander im Bereich der Zinckestraße und bildeten so differenzierte Raumsituationen. Gleichzeitig ermöglichte diese weite Öffnung den Bezug der Bewohner der Zinckestraße zum begrünten Innenbereich der Siedlung.

Abb. 10: Zinckestraße, Architekt Paul Wahlmann



Bauten von F. W. Ferd. Müller (Bereich III)

Nach der politischen Wende wurde 1934 mit der Bebauung des Bereiches III begonnen. Paul Wahlmann war als Architekt des Vereins für Kleinwohnungswesen inzwischen von den Nationalsozialisten entlassen worden und teilte damit ein Schicksal vieler seiner progressiven Berufskollegen. Die Baugenossenschaft für Kleinwohnungen Farmersleben hatte sich vom Verein für Kleinwohnungswesen getrennt und arbeitete nun mit dem Architekten F. W. Ferd. Müller zusammen.

Bei den Entwürfen des Architekten Müller ist in Farmersleben anfangs eine Anlehnung an die Architektur der zwanziger Jahre ablesbar. Im Laufe der Zeit "verflachten" diese Ausdrucksformen jedoch, und dort, wo sich Müller auf typische Stilmerkmale der zwanziger Jahre berief, wurden sie im Zuge des Baugenehmigungsverfahrens geändert. (3)

Dominierender Gebäudeabschnitt im Bereich III ist die Eckbebauung Alt Farmersleben/Felgeleber Straße. Dieses Eckgebäude hebt sich durch seine abgerundete Form, seine Viergeschossigkeit (zur sonst üblichen Dreigeschossigkeit) und durch eine expressive Gestaltung der Treppenhäuser hervor. Bemerkenswert ist die Begrenzung dieses Baublocks durch zwar gleichgeschossige Gebäude, die aber so gestaltet wurden, daß sie einen Abschluß- und Kontrapunkt zugleich bilden.

In der anschließenden Bebauung auf der östlichen Straßenseite der Eggersdorfer Straße sind noch stilistische Merkmale der Formsprache der zwanziger Jahre zu finden, die aber letztendlich abgelöst wurden durch eine sehr schlichte Architekturgestaltung. Der historische Wert der Eggersdorfer Straße liegt in ihrer Gesamtgestaltung als Straßenraum, der die Intention der Wohnstraße mit differenzierten Erlebnisbereichen aus der städtebaulichen Konzeption der zwanziger Jahre aufnimmt.

Während im Bereich III die Gestaltung der Wohnungsgrundrisse, der Ausstattungskomfort, und die Architektur minimiert wurden, gab es in der Gestaltung der Hauseingangsbereiche eine umfangreiche Ausbildungsvielfalt. Die vielfältig unterschiedlich in Ziegelsichtmauerwerk ausgeführten Türgewände beleben die Architektur und schaffen eine gewisse Individualität jedes entsprechenden Baukörpers.



Abb. 11: Eckbebauung Felgeleber Straße/Alt Farmersleben, Architekt F. W. Ferd. Müller



Abb. 12: Felgeleber Straße 7, Architekt F. W. Ferd. Müller



Abb. 13: Calbische Straße 9-15, Architekt F. W. Ferd. Müller

Farbe

Eine Farbigkeit der Gebäude im Bereich II ist nicht nachzuweisen. Aus einigen Bauakten geht zwar hervor, daß ein Farbanstrich vorgesehen war, ohne daß eine Farbe benannt war, aber die historischen Fotos geben keine Auskunft über eine eventuelle Farbigkeit. Sie lassen eher den Schluß zu, daß ein Anstrich nicht ausgeführt wurde.

Für den Bauabschnitt nach 1933 ist eine ausgeprägte Farbigkeit der Gebäude belegt. Die Farbgebung reichte von einem Weiß zur Hervorhebung der expressiven Architekturelemente des Eckgebäudes Alt Fermersleben/Felgeleber Straße über verschiedene gelb- bis ockerfarbene Töne in der Eggersdorfer Straße bis hin zu Grüntönen in der Felgeleber Straße.

In der gesamten Siedlung, also im Bereich II und III und auch in den genossenschaftlichen Häusern in der Faberstraße im Bereich I, waren alle Fenster und Haustüren in einem kräftigen, dunkleren Grün gestrichen.

Schlußbemerkungen

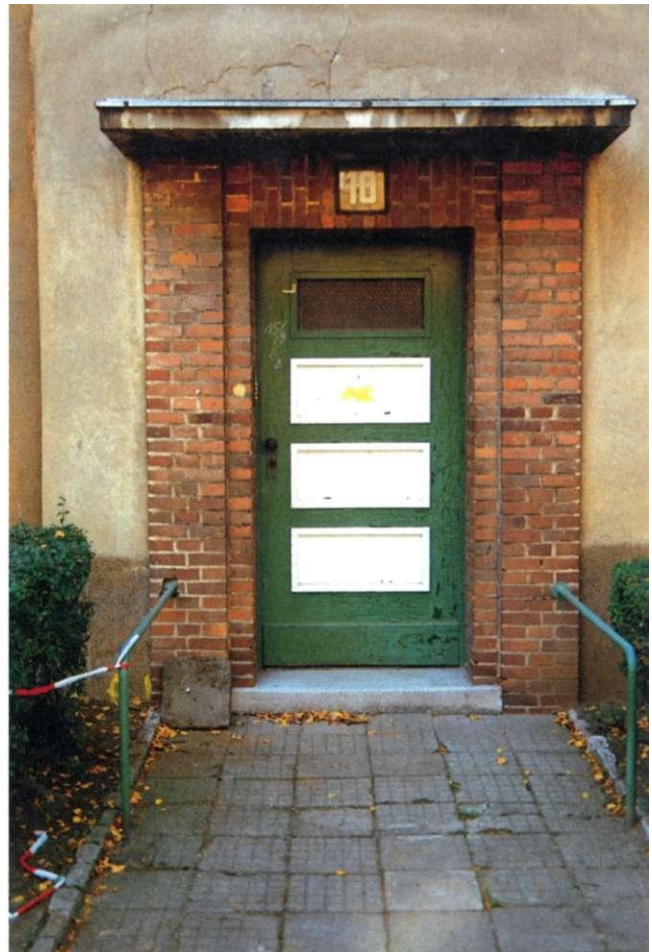
Im Herbst 1994 wurde die Siedlung Fermersleben in ihrer Gesamtheit als schutzwürdiger Denkmalbereich gemäß § 2 Abs. 2.2 des Denkmalschutzgesetzes des Landes Sachsen-Anhalt ausgewiesen. Teilbereiche im Bereich I und an der Straße Alt Fermersleben wurden als stadtbildpflegerisches Interessengebiet eingestuft.

Obwohl die Siedlung Fermersleben nur wenige Gebäude mit der Qualität von Denkmalen vorweisen kann - aus diesem Grunde ist sie auch nicht so populär wie andere zeitgleiche Magdeburger Siedlungen - ist sie in ihrer Gesamtheit ein Baudenkmal von hohem Rang. Zeigt sie doch auf der von Taut und Göderitz vorgegebenen städtebaulichen Planung die Entwicklung der Architektur von funktionalistischen Gestaltungsprinzipien der zwanziger Jahre hin zu einer schlichten bis bodenständigen Architekturauffassung der späten dreißiger Jahre.

Abb. 14: Original-Hauseingangstür, Am Fort, 1994



Abb. 15: Original-Hauseingangstür, Eggersdorfer Straße, 1994



Diese Erkenntnis und der Tatbestand, daß die Siedlung Farmersleben als denkmalschutzwürdiges Ensemble gemäß des Denkmalschutzgesetzes ausgewiesen wurde, mußte zur Folge haben, daß die Siedlung in ihrer städtebaulichen wie architektonischen Form erhalten, bzw. im Rahmen von Sanierungsmaßnahmen wieder in einen Zustand zurückgeführt wird, der der Originalität weitgehend entspricht.

"Durch überlegte Planungen und vor allem durch rücksichtsvollen Umgang mit unserer historischen Bausubstanz - geleitet von dem Wissen um die Einmaligkeit und die Unwiederbringlichkeit des gebauten Kulturerbes - sollte auch der heute noch reiche Bestand an Denkmälern gerettet und wieder in unser Leben integriert werden." (4)

Dieser Satz ist zwanzig Jahre alt. Der Präsident des Deutschen Nationalkomitees für das Europäische Denkmalschutzjahr 1975, Prof. Dr. Hans Maier, schrieb ihn anlässlich des Europäischen Denkmalschutzjahres. Mindestens seit dieser Zeit wird nicht mehr darüber diskutiert, ob ein Denkmal - wenn es als solches eingestuft wurde - erhalten werden soll, sondern darüber, mit welchen technischen Mitteln eine wirtschaftlich tragbare und sozial akzeptable Denkmalerhaltung erreicht werden kann.

Wir betreten also absolut kein Neuland, wenn für die Magdeburger Siedlungen der zwanziger Jahre eine Erhaltung des historisch bedeutenden Stadtbaus mit der Forderung einer Anpassung an moderne Bedürfnisse angestrebt wird.

Es ist daher unbegreiflich, daß ein halbes Jahr nach der Dokumentation der Siedlung Farmersleben eine Sanierung durchgeführt wurde, wie sie heute zu beklagen ist.

Beispielhaft soll aufgezeigt werden, wie sich die so wertvolle Architektur der zwanziger Jahre durch die Sanierung verändert hat: am leidigen Beispiel der Fenster und Haustüren. Zum Zeitpunkt der Dokumentation der Siedlung, Ende 1994, waren die Haustüren und Treppenhausfenster fast vollständig in ihrer Originalform und -farbe erhalten. Die Fenster waren größtenteils in der Vergangenheit erneuert worden, aber in jedem Gebäudekomplex waren noch einige Originalfenster vorhanden, die eine Rekonstruktion der Größe und Proportion von Rahmen und Sprossung ermöglicht hätten. Insgesamt war der aus den Bauakten und historischen Fotos ersichtliche Originalbefund nur noch fragmentarisch vorhanden, die typischen Architekturelemente aber noch deutlich ablesbar. Heute jedoch, nachdem Teile der Siedlung saniert wurden, ist von diesen historisch bedeutsamen Charakteristika fast nichts

mehr zu erkennen. Als eine der ersten Sanierungsmaßnahmen wurden die Fenster erneuert. Statt einer fein profilierten Sprossenteilung der grün gestrichenen Fenster gibt es nun großscheibige, willkürlich geteilte, breitprofilige, weiße Kunststoffenster, die in tiefen Leibungen liegen. Statt der grünen, mit Fachungen versehenen Haustüren, gibt es jetzt weiße, flächige Haustüren, deren unterschiedliche Ausführung jeder Logik entbehrt.

Die Debatte über Fenstersprossen soll hier nicht in den Vordergrund gestellt werden, sondern als sehr augenfälliges Beispiel zeigen, welche Entwicklung Baudenkmalen widerfahren kann, wenn eine rechtzeitige, sachgemäße Information der Betroffenen versäumt wird. Betroffene sind hierbei nicht nur die Bewohner und Eigentümer, sondern auch Planer, Politiker und Investoren.

In der Siedlung Farmersleben sind viele Chancen zur Erhaltung eines Kulturdenkmals bereits vertan, aber es bleibt zu hoffen, daß die bislang noch nicht sanierten Krayl-Baaten und der Rundbau von Müller, die die wesentlichsten Zeugnisse ihrer Zeitepoche sind, noch sachgerecht erhalten werden können. Es bleibt zu hoffen, daß bei der laufenden Stadtteilplanung die gegebenen Möglichkeiten zur Vervollständigung des Taut'schen Siedlungskonzeptes genutzt werden und daß die vorhandenen Freiraumpotentiale auf dem Gelände des Steinlagerplatzes und der ehemaligen Industriebahntrasse im Rahmen der Bauleitplanung überplant werden, um die Defizite der Siedlung Farmersleben - wie z. B. Ergänzung der Infrastruktureinrichtungen und Bereitstellung von Flächen für den ruhenden Verkehr - auszugleichen, damit die Wohnbedingungen der Siedlung zeitgemäßen Anforderungen gerecht werden können.

Die Siedlung Farmersleben ist nur ein kleiner Aspekt in der komplexen Fragestellung des Umgangs mit der historischen Bausubstanz in Magdeburg. Die vielen bedeutenden bau- und kulturhistorischen Beispiele - unter ihnen die Siedlungen der zwanziger Jahre - erfordern eine sachgerechte Behandlung unter Berücksichtigung ihres historischen Stellenwertes und einer modernen, integrativen und zukunftsfähigen Erhaltung und Nutzung.

ANMERKUNGEN

- (1) HOFFMANN - AXTHELM, Dieter: Guter Siedlungsbau der zwanziger Jahre - und wo stehen wir heute? Vortrag auf der Tagung Werkbund Niedersachsen/Bremen und Neue Länder, am 13.5.1995 in Magdeburg
- (2) TAUT, Bruno: Mein erstes Jahr "Stadtbaurat", In: Frühlicht, Heft 4. Magdeburg, 1921/22
- (3) MÜLLER war Mitglied der Reichskulturkammer für bildende Künste, die per Gesetz vom 22.9.1933 eingerichtet worden war. Die Mitgliedschaft in der Reichskulturkammer, bzw. der Reichskammer der bildenden Künste als Fachgruppe innerhalb der Reichskulturkammer, gewährte den Architekten eine berufliche Sicherstellung. Eine Nichtmitgliedschaft oder eine Nichtaufnahme in die Kammer kam einem Berufsverbot gleich. Von den Mitgliedern wurde erwartet, daß sie sich zu den "völkischen" Grundsätzen bekannten und eine heimatentreue, völkische und nationale Baukunst vertraten. Da es jedoch, zumindest in der Anfangsphase, noch heftige Differenzen über die Form der neuen Architektur gab, fanden einige Architekten noch Lücken im System und versuchten eine eigenständige Architektur zu realisieren.
- (4) MAIER, Dr. Hans: Vorwort. In: Praxis des Umgangs mit erhaltenswerter Bausubstanz. Deutsches Nationalkomitee für das europäische Denkmalschutzjahr 1975. Bonn, 1975.

Abb. 16: Hauseingangstür, Eickendorfer Straße, 1995



ABBILDUNGSNACHWEIS

Abb. 1: Stadtplanungsamt Magdeburg

Abb. 4: Stadtplanungsamt Magdeburg

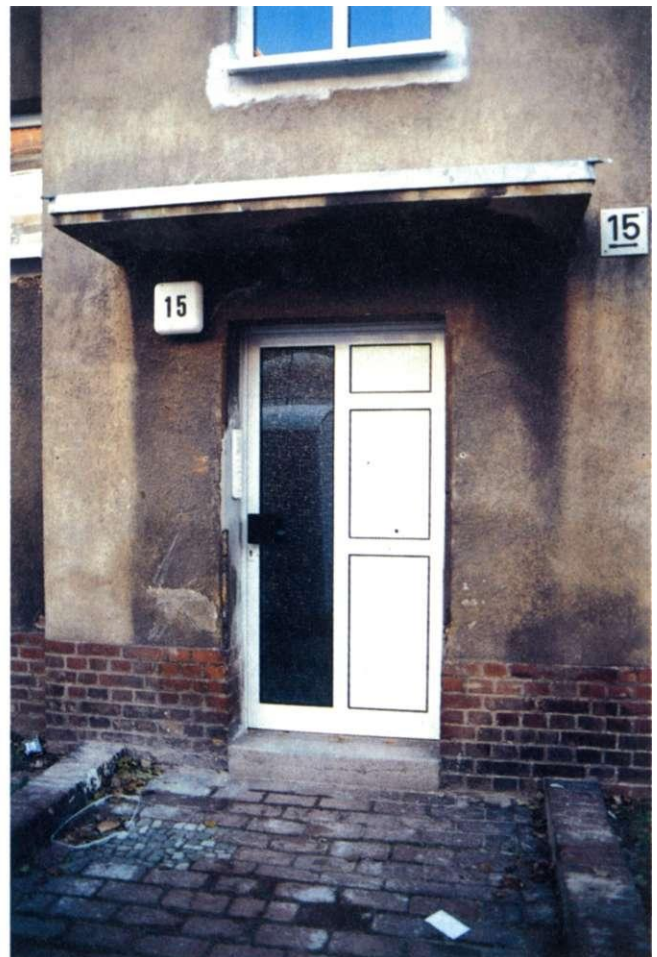
Abb. 3a+b: Stadtarchiv Magdeburg (StAM)

Abb. 6: Aus: 25 Jahre Baugenossenschaft für Kleinwohnungen
Fermersleben, Geschäftsbericht für das Geschäftsjahr 1937

Abb. 8: Reproduktion aus Bauakten, StAM

Abb. 9: Reproduktion aus Bauakten, StAM

Abb. 17: Hauseingangstür, Zinckestraße, 1995



Christian Kopetzki

ERWERBSLOSENSIEDLUNGEN IN MAGDEBURG

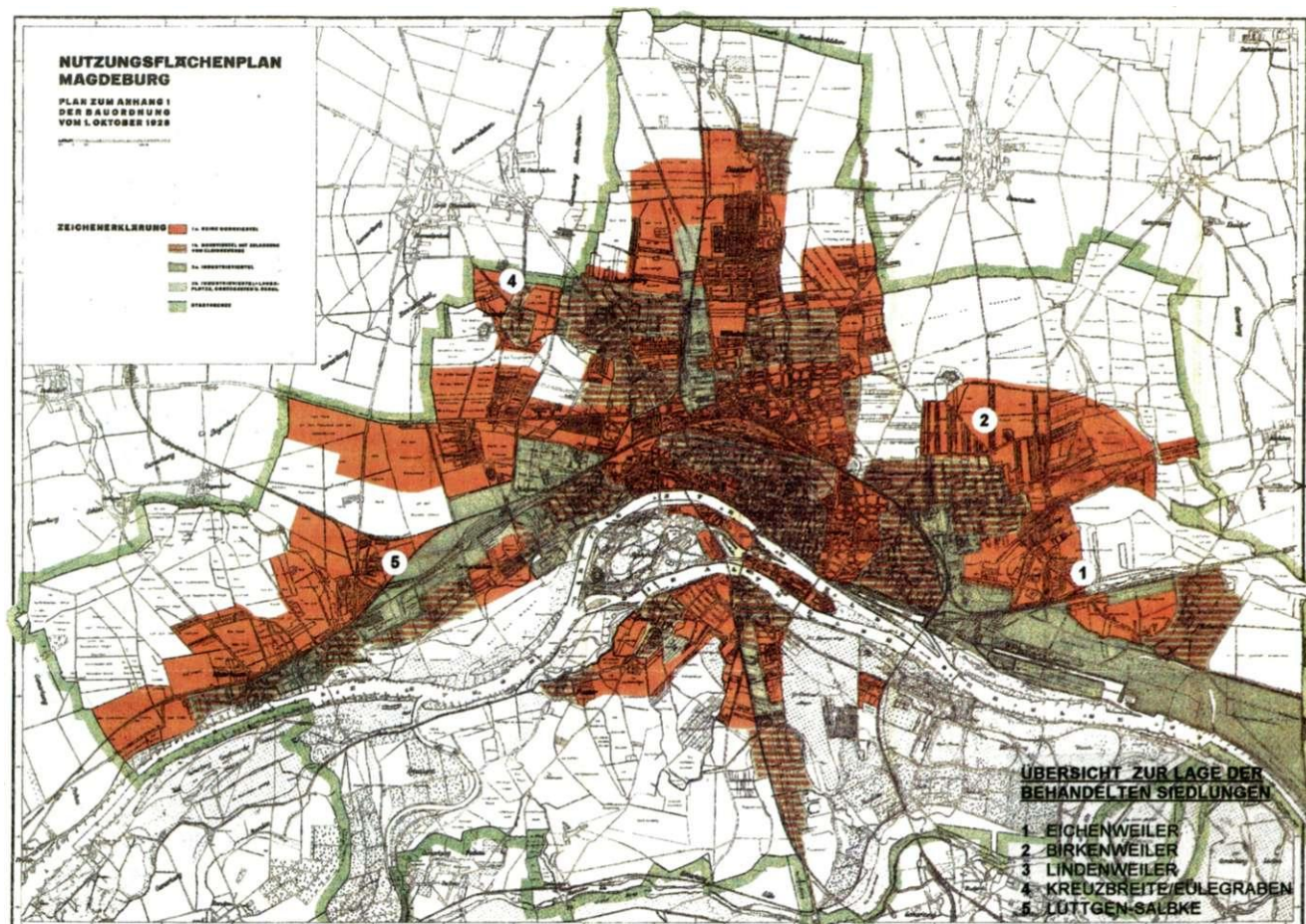
Die ab Ende 1931 in Magdeburg wie in vielen anderen Städten des Deutschen Reichs gebauten "Stadttrandsiedlungen für Erwerbslose" gehören nicht zu den berühmten, viel beachteten und publizierten Hervorbringungen des Wohnungs- und Siedlungsbaus der Weimarer Republik. Diese Siedlungen zählen allgemein eher zu den städtebaulichen "Schmuddelkindern" - zu Unrecht, wie gerade die Magdeburger Beispiele zeigen.

Der Problemkreis Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Armut existierte schon zu Beginn der Weimarer Republik, also zu Bruno Taut's Magdeburger Zeit. Wohnungsbau vollzog sich zwischen 1919 und 1922/23 im wesentlichen als Realisierung von Notprogrammen (Umbau von

landwirtschaftlichen und gewerblichen Bauten, Barakensiedlungen, Wohnungsteilungen etc.) und als Bau von Kleinhaussiedlungen. Während die Notwohnungsprogramme für Magdeburg noch nicht erforscht sind, liefern mehrere derzeit laufende Studien Material zum Thema Kleinhausbau (siehe z. B. Band 38 der Veröffentlichungsreihe des Stadtplanungsamtes: "Gartenstadt- und Erwerbslosensiedlungen in Magdeburg", Verfasser: Christian Kopetzki und F. Fischer).

Da die Planer der Kleinhaussiedlungen unmittelbar nach dem 1. Weltkrieg weitgehend schon das programmatische und bauliche Repertoire - (nicht das städtebauliche) - entwickelten, das in den Erwerbslosensiedlungen ab Ende 1931 zur Anwendung kam, sollen hier zwei Siedlungen kurz erwähnt werden: die Gartenstadt-siedlung Rothensee (später Eichenweiler) und die Gartenstadtsiedlung Lüttgen-Salbkke.

Abb. 1: Lage der untersuchten Siedlungen. Eintragung in den Nutzungsflächenplan des Stadterweiterungsamtes der Stadt Magdeburg von 1928

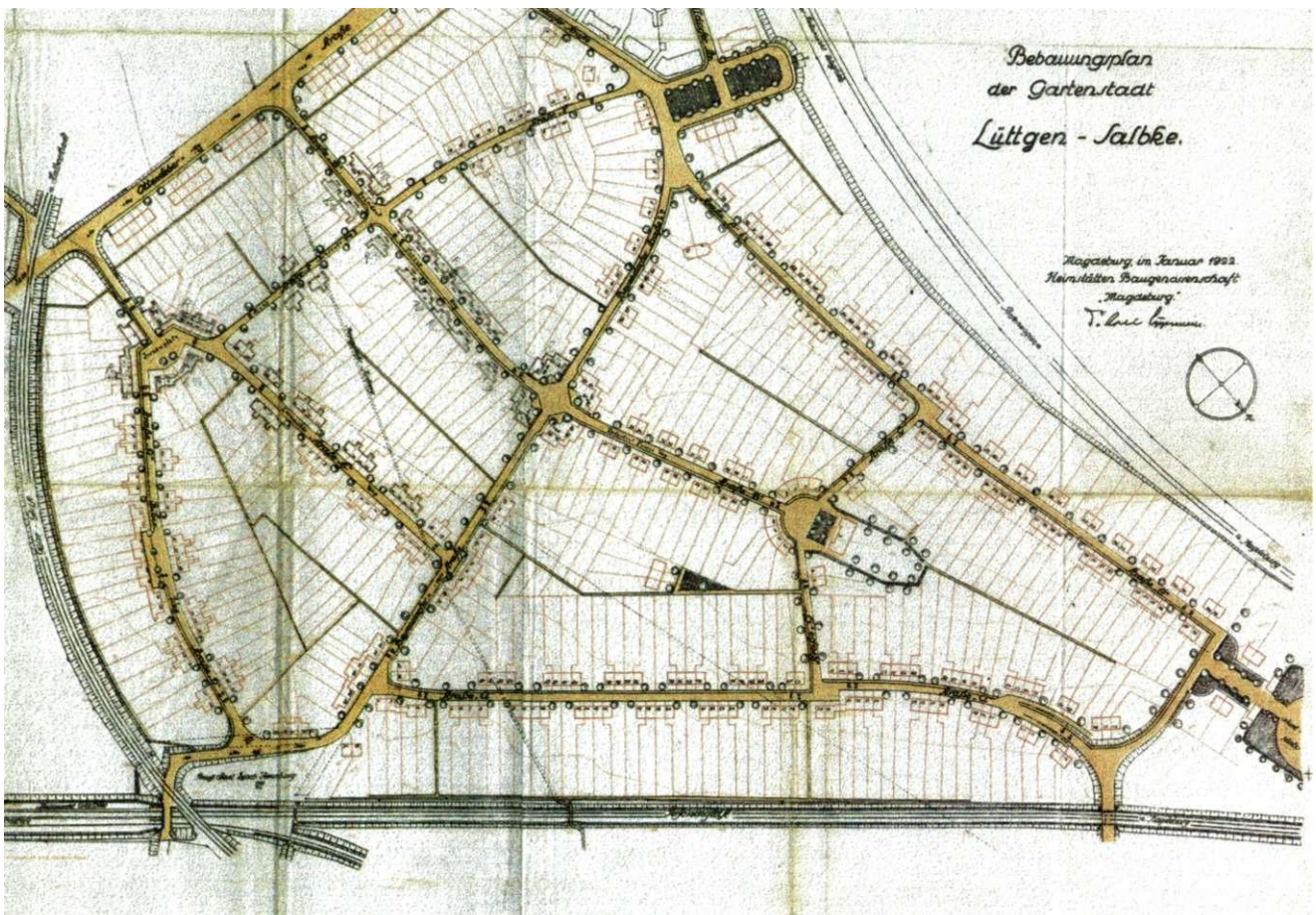


Beide Siedlungen wurden von der 1920 gegründeten Heimstätten-Baugenossenschaft errichtet, zunächst als reine Eisenbahnersiedlungen mit räumlichem Bezug zu Rangier- und Wartungsanlagen der Reichsbahn am nördlichen und südlichen Stadtrand. Bis Anfang der 30er Jahre wurden in Etappen etwa 300 Wohneinheiten in großer Typenvielfalt (Reihen- und Doppelhäuser, einzelne Geschosswohnungsbauten) und auf städtebaulichen Plangrundlagen erbaut, die deutlich der von Camillo Sitte inspirierten "Stadt Baukunst" verpflichtet waren. Architekt der Genossenschaft während des gesamten Zeitraumes war Bernhard Lippsmeier. Die Siedlungen waren nur teilweise mit öffentlicher stadttechnischer Infrastruktur ausgestattet. Die Wohnungen wiesen geringe Raumgrößen, gefangene Zimmer und minimale sanitäre Standards auf. Zu jeder Einheit gehörte ein Nutzgarten zur Teilsubsistenz, die meisten Häuser verfügten über angebaute Kleinviehställe. Allen genannten Merkmalen begegnen wir 1931 bei den Erwerbslosensiedlungen wieder, allerdings in verschärfter Form.

Aus der Zeit von Bruno Taut's Wirken in Magdeburg stammt ein Artikel, der sich mit dem Wohnungsbaugeschehen auseinandersetzt und dabei auch auf die beiden Heimstätten-siedlungen eingeht. Zwei Taut'sche Themen werden in dem Beitrag aus der Magdeburger Zeitung vom Dezember 1922 angesprochen: eine geordnete Gesamtplanung und Farbe im Stadtbild.

"Schmerzliche Statistik veröffentlichten wir jüngst: An Stelle von etwa 900 geplanten Kleinwohnungen können im ablaufenden Jahre ganze 190 fertiggestellt werden. ... Die größte Baugruppe wird in diesem Jahre von einer neuen Gesellschaft, der Heimstätten-Baugenossenschaft, durchgeführt. Sie führt die Siedlung Lüttgen-Salbke auf, die unmittelbar hinter dem Salbker Teil der Wolffschen Fabrik gelegen ist und sich ihrerseits wiederum an eine dort befindliche Siedlung Wolffscher Arbeiter, Wolfsefelde genannt, anschließt. Das ist gut so. Denn wir müssen uns das wilde Bauen in den noch ackerbaureibenden Vorortteilen endlich abgewöhnen,

Abb. 2: Bebauungsplan für die Gartenstadtsiedlung Lüttgen-Salbke von 1922. Nur ein Teil dieser Planung wurde realisiert.



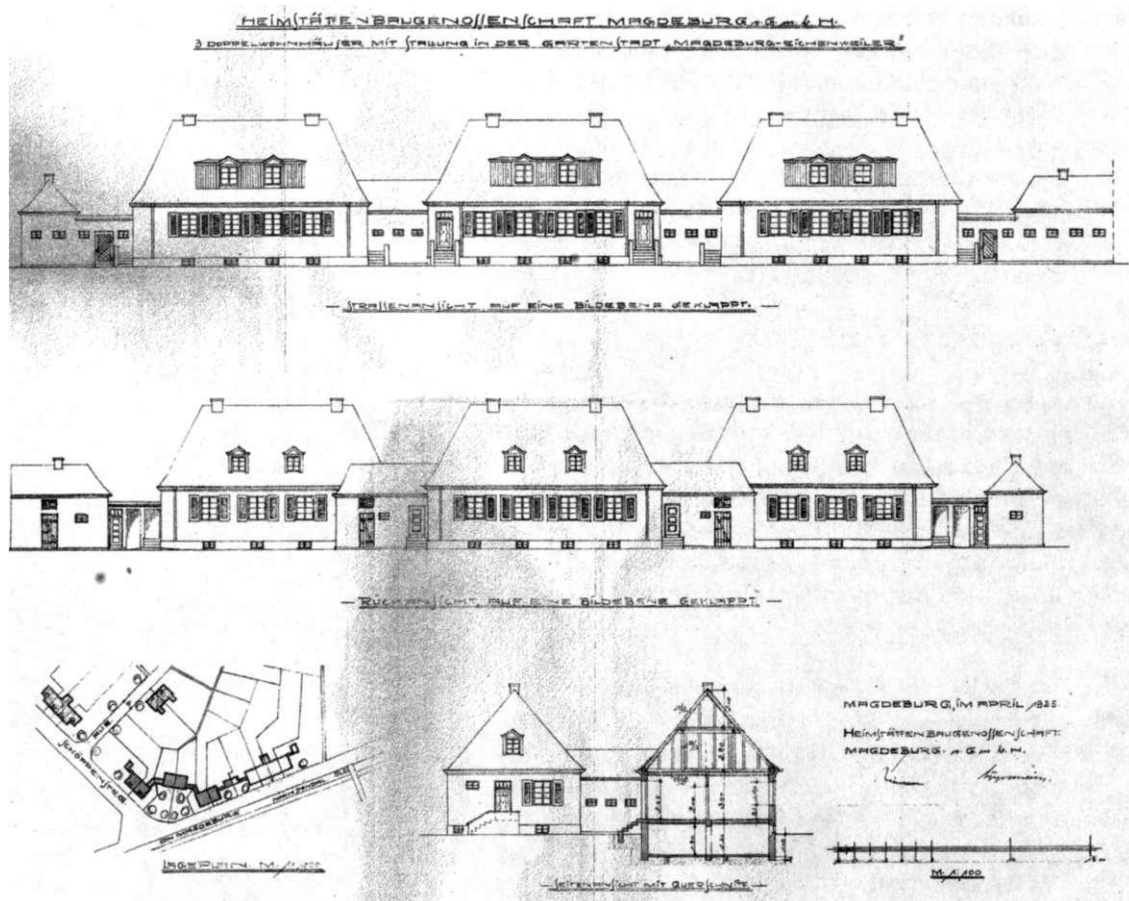
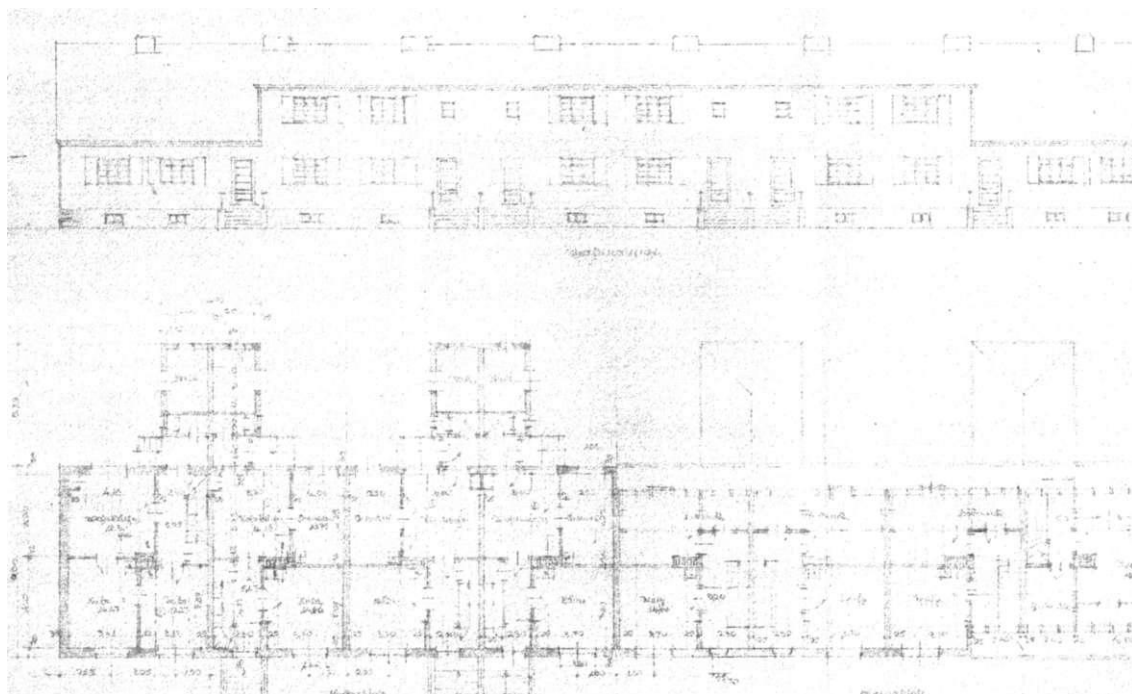


Abb. 3: Ansichten von Häusern in der Gartenstadtsiedlung Eichenweiler 1925 ▲

Abb. 4: Pläne der Reihenhäuser am Biberweg in Lüttgen-Salbke 1928 ▼



müssen daran denken, wie das ganze einmal in einer späteren Zukunft aussehen wird. Es geht nicht an, daß jeder, auch jeder Verein, nach seinem Belieben irgendwo ein paar Häuschen in die Landschaft setzt, und so jede Entwicklungslinie verbaut. Straßen, Versorgungsleitungen, aber auch Schulen und Grünflächen müssen ja doch auch an diese neuen Vorstädte herangebracht werden - und wie kann das anders geschehen als im Rahmen eines einheitlichen Planes."

Und weiter unten heißt es:

*"Im zweiten Teile der Anlage, der nach Wolfsfelde hin-
stößt, hat man dann zweistöckige Häuser einfachster
Form, die durch eine farbige Tünche voneinander un-
terschieden werden und so Konzessionen an die au-
genblicklich herrschende Geschmacksrichtung ma-
chen. Im übrigen ist ja solcher Anstrich mit bunten Kalk-
farben an sich nichts besonderes in Gegenden, die das
verputzte Bauernhaus kennen".*

Auch das Problem des "wildes Siedens" wird in dem Artikel angesprochen. Darin lag eines der größten Probleme der Stadtplanung nach 1919, was eine Erklärung für Bruno Taut's große Eile bei der Erstellung des Generalsiedlungsplanes sein kann. Hauptursache für die ungeordnete städtebauliche Entwicklung waren Kompetenzprobleme zwischen der Stadtverwaltung und der preußischen Baupolizei: diese erteilte Ansiedlungsgenehmigungen ohne Abstimmung mit der planenden Verwaltung der Stadt. Daneben gab es außerdem das völlig wilde, illegale Siedeln, teilweise in mobiler Form (Wohnwagenplätze etc.). Der geschätzte Wohnungsfehlbedarf betrug 1920 für Magdeburg ca. 10.000 Wohneinheiten.

Die objektive Notwendigkeit von "Wohnungen für das Existenzminimum" wurde seinerzeit auch von Bruno Taut erkannt und aufgegriffen, wie sein Typenentwurf von 1921 zeigt.

Machen wir nun einen zeitlichen Sprung zum Ende der Zeit der Weimarer Republik. Die allgemeine Situation im Städte- und Wohnungsbau soll ein Zitat aus der oben erwähnten Broschüre (Kopetzki, C; Fischer, F. 1995) erhalten.

"Die öffentlichen Wohnungsbaumittel werden zur Reduzierung der Hauszinssteuer stark herabgesetzt und schließlich durch die 3. Notverordnung des Reichspräsidenten vom 6. Oktober 1931 nicht mehr für den Wohnungsbau eingesetzt. Die gleiche Verordnung legt fest, daß nur noch ländliche Siedlungen und Kleingartanlagen gefördert werden dürfen. Der öffentlich geförderte Mietwohnungsbau kommt damit zum völligen Stillstand."



Abb. 5: Wilde Wohnlauben und Wohnwagenplätze, ohne genaue Datierung und Ortsangabe, ca. 1919



In Magdeburg waren zur Jahreswende 1931/32 etwa vier von zehn Erwerbsfähigen ohne bezahlte Arbeit. Der Reichsarbeitsminister reagierte bereits im Januar 1931 auf die eingetretene Situation der Weltwirtschaftskrise.

"Im Januar 1931 erläßt der Reichsarbeitsminister die 'Reichsgrundsätze für den Kleinwohnungsbau'. In ihnen wird der Umfang des jährlich öffentlich zu fördernden Wohnungsbau reduziert; gleichzeitig wird angekündigt, daß bis zum Jahr 1936 die öffentlichen Baudarlehen vollständig durch Privatkapital ersetzt werden sollen. Die Wohnflächen der geförderten Wohnungen werden be-

Reichsfinanzminister aktiv. Er legte im September 1931 einen Plan zur Einrichtung von 100.000 Siedlerstellen für Erwerbslose in halbstädtisch, halbländlichen Siedlungen vor.

Der entscheidende politische Akt schließlich war die Verabschiedung der Notverordnung der Reichsregierung unter dem Kanzler Brüning am 6.10.1931. In ihr wurden nochmals verschärfte Richtlinien zum Bau der Stadtrandsiedlungen für Erwerbslose bekanntgegeben. Wesentliche Elemente waren

- Die Reichsdarlehen wurden auf DM 2.500,00 pro Siedlerstelle begrenzt.
- Bauliche Standards und Wohnungsgrößen wurden gegenüber bisher geltenden Richtlinien noch weiter reduziert
- Alle Pläne mußten der Reichsregierung zur Genehmigung vorgelegt werden.
- Siedler-Selbsthilfe bei der Errichtung der Häuser und der Anlage der Infrastruktur wurde zur Pflicht gemacht.
- Grundstücke von 800-1.200 qm sollten der Selbstversorgung der Siedlerfamilien dienen.
- Die Siedlungen sollten nahe an Industriestandorten liegen zwecks späterer Wiedereingliederung in den industriellen Arbeitsprozeß.
- Die Kommunen wurden zur kostengünstigen Bereitstellung von Bauland in Erbpacht verpflichtet.

Der Reichsfinanzminister veranlaßte auch Ende 1931 den Bau von zwei Versuchshäusern (Holzfachwerk und Blockbauweise) in Stahnsdorf bei Berlin mit je ca. 35 qm Wohnfläche und ohne Ausbaumöglichkeit. Im selben Jahr veranstaltete Martin Wagner, Berliner Stadtbaurat, den berühmten Wettbewerb "Das wachsende Haus", zu dem über 1.000 Entwürfe eingereicht wurden. Das blieb nicht ohne Folgen für das ab Ende 1931 anlaufende Reichsprogramm zum Bau vorstädtischer Kleinsiedlungen. In allen Städten, die sich an dem Programm beteiligten, wurden mehr oder weniger praktische Entwürfe für "wachsende Häuser" erstellt.

Im übrigen führten die Nationalsozialisten das Programm nach dem Januar 1933 fast nahtlos weiter, galt es doch als eines der erfolgreichsten Mittel zur Akzeptanzbeschaffung in Kreisen der Arbeiterbevölkerung.

Die Stadt Magdeburg hatte in eigener Regie schon ab Mitte 1931 Pläne für eine Modellsiedlung entwickelt, die für arbeitslose Bauarbeiter bestimmt war: Lemsdorf I (später Kreuzbreite). Dieses Vorhaben wurde sozusagen aus der Schublade gezogen und im Oktober 1931 für das Reichsprogramm angemeldet und kurz darauf genehmigt. Nach einer teilweise kontrovers geführten kommunalpolitischen Diskussion wurden für weitere

Siedlungen Anträge bei der Reichsregierung gestellt: Eichenweiler II, Eulegraben, Birkenweiler, Lindenweiler, Krupp-Gruson-Siedlung. Insgesamt erhielt Magdeburg für etwa 400 Siedlerstellen Zusagen aus dem Reichsprogramm, mehr als fast alle anderen deutschen Städte.

Das Programm der Reichsregierung war anfangs besonders auf Skepsis und Ablehnung bei der professionellen Bauwirtschaft gestoßen, für die "Selbsthilfe" traditionell mit "Schwarzbau" identisch war. Das veranlaßte Stadtbaurat Johannes Göderitz, Taut's Nachfolger, zu einer großen Rede am 20.11.1931 im Bürgersaal des Magdeburger Rathauses. Ein längeres Zitat aus dem Magdeburger Amtsblatt gibt die Stimmung besonders gut wieder, die nach der kurzen Hochkonjunktur im öffentlichen Bauwesen wenig später auch im Magdeburg herrschte.

'Wenn auch der Kampf um die Hauszinssteuer noch nicht entschieden ist - die Fortsetzung der Bauarbeit liegt im Augenblick nicht beim bezuschußten gemeinnützigen Wohnungsbau, sondern bei der Hilfe für die Erwerbslosen durch Siedlung und Arbeit

Die dafür angesetzten Reichsmittel sind jedoch nur knapp. Es ist unsicher, ob und wieviel davon auf Magdeburg kommt. Jedenfalls aber wird Magdeburg nichts unversucht lassen. Es ist beschlossen, Kleingarten- und Ackerland aus städtischem und Stiftungs-Grundbesitz zu vergeben; außerdem ist eine Stadtrandsiedlung und eine besondere kleine Siedlung für erwerbslose Bauarbeiter in Arbeit. Diese Siedlungen können in Magdeburg an eine ausgedehnte bereits vorhandene Kleingartenbewegung anknüpfen. Es sind Stimmen laut geworden, solche Siedlungen der freien Initiative des einzelnen zu überlassen und nicht durch verwaltungstechnische Maßnahmen einzuschränken. Das ist nicht zu vertreten, denn wir haben in den 'wilden' Siedlungen um Magdeburg, besonders in denen, die in der Inflationszeit entstanden sind, geradezu abschreckende Proben davon, wohin diese Freiheit führt. Sie sind hygienisch bedenklich, verunstalten die Umgebung und sind auch in moralischer Hinsicht anzufechten. Abgesehen davon, daß das Baumaterial oft auf illegalem Wege beschafft wird, entzieht sich der Siedler seinen Verpflichtungen gegen die Gemeinschaft der übrigen Bürger, die zu den sozialen Lasten beizusteuern haben. Nicht zu verkennen ist das Gute, das in der Liebe zur Scholle und im Selbsthilfeeifer liegt. Das muß und kann in richtige Bahnen gelenkt werden.

Das Baugewerbe hat gerade im letzten Jahrzehnt einen hohen Stand der Leistungsfähigkeit durch Technisierung und rationelle Betriebsführung erreicht. Es wäre unsinnig, seine fachlich guten und qualitativen Leistun-

gen beiseitezuschieben und dafür primitive und schlechte Pfuscharbeit durch Ungelernte ausführen zu lassen. Der Ungelernte wird aber bei der Vorbereitung des Baues und beim Aufstellen des getypten Kleinhauses immer noch wertvollste Selbsthilfe leisten können. Verbilligung ist auch durch Verzicht auf Gas und Kanalisation als Notmaßnahme, Stundung des Bodenpreises und Vereinfachung der Straßen zu erreichen. Die Erwerbslosensiedlung wird das exakte Ergebnis wirtschaftlichen Denkens, auch seitens der Architekten, sein müssen. Die ästhetische Gestaltung muß sich von selbst verstehen."

Das neue Klein-Siedlungsprogramm wurde teilweise sehr kritisch aufgenommen. Der heftige Kontrast zwischen den nun einzig noch möglichen Siedlungen mit drastisch reduzierten Standards und der Wohnungs- und Städtebauproduktion aus der kurzen Boomphase von 1924-1929/30 rief auch Kritiker auf den Plan, die Fragen nach der Angemessenheit der bisher üblichen Standards im Wohnungs- und Städtebau aufwarfen. Stellvertretend für diese Stimmen hier eine Stellungnahme aus der Magdeburger Zeitung vom 24.2.1932:

"Die Siedlungen, die weit draußen an der Peripherie der Stadt in der Wilhelmstadt und jenseits der Elbe entstanden sind, sind heute schon unwirtschaftlich zu nennen, da die geforderten Mieten von der notleidenden Bevölkerung nicht mehr aufgebracht werden können, und sie werden sich immer mehr und mehr zu einer schweren Belastung der Stadtverwaltung auswachsen, ganz abgesehen von der Fehlinvestierung des Kapitals, das der Volkswirtschaft entzogen ist und hier unwirtschaftlich festliegt. Heute auf einmal ist es möglich, wirkliche Kleinsiedlungen zu schaffen, ohne großzügige Aufschließung des Geländes, ohne Anschluß an Wasser- und Lichtversorgung, heute auf einmal 'bestehen keine gesundheitlichen Bedenken' mehr. Man hätte wirklich früher aus den Zeichen der Zeit lernen sollen, dann wäre uns manches, was die heutige Krise mit verursacht hat und noch verschärft, erspart geblieben."

Mit den hier kritisierten Wohnanlagen sind übrigens die Herrmann-Beims-Siedlung und die Siedlung Cracau gemeint.

Mangels anderer Aufgaben, die abrupt weggebrochen waren, wurde die Planung der Kleinsiedlungen ab Ende 1931 zur wichtigsten Arbeit für das mit hochqualifizierten und ambitionierten Mitarbeitern besetzte Stadterweiterungsamt. Das erklärt sicherlich die ungewöhnliche Qualität der Magdeburger Siedlungen im Reichsmaßstab.

Verantwortlich zeichneten unter der Leitung von Johannes Göderitz Magistratsbaurat Georg Gauger und Stadt-

gartendirektor Kaufmann. Die politische Absicherung erfolgte über Oberbürgermeister Ernst Reuter und Sozialstadtrat Dr. Kohnitzer, die bei keinem ersten Spatenstich und Richtfest fehlten und damit für die dringend notwendige Akzeptanz der neuen Wohnungsversorgungspolitik in der skeptischen Öffentlichkeit sorgten.

Siedlerinteressenten wurden über Zeitungsannoncen gesucht. Sie mußten sich teilweise Eignungsprüfungen unterziehen und Schulungskurse besuchen, die von der Volkshochschule organisiert wurden: Bauhandwerks-, Gärtner-, Kleintierzuchtkurse, in anderen Städten auch Hauswirtschaftskurse. Die Grundstücke wurden in Erbbaupacht vergeben mit monatlichen Pachtzinsen von 10-20 RM.

Die Erstellung der Siedlungen erfolgte durch heimische Baufirmen. Über diese waren die Siedler auch versichert. Kleintiere, Obstgehölze, Stauden, Geräte usw. wurden teilweise von der Stadt gestellt, teilweise in preisgünstigen Gemeinschaftsbestellungen beschafft. Die Infrastrukturausstattung war äußerst bescheiden: anfangs hatten nicht einmal alle Siedlungen Stromanschluß, Wasser wurde in Hausbrunnen erbohrt (was nicht überall funktionierte und aufwendige Anschlüsse an das städtische Netz erforderte), eine geregelte Abwasserentsorgung war nicht vorgesehen (was später zur Schließung der zunehmend verseuchten Hausbrunnen führte). Auch Straßen und Wege waren minimiert, glichen oft bis weit nach 1945 bei schlechtem Wetter einer Seenlandschaft.

Um die folgenden Beispiele der vom Stadterweiterungsamt entworfenen Siedlungen besser einordnen zu können, soll zunächst die Siedlung Eichenweiler II vorgestellt werden, die Erweiterung der ab 1920 gebauten Gartenstadtsiedlung. So wie diese sahen im Prinzip fast alle übrigen Siedlungen im Deutschen Reich aus, besonders was den Haustyp betrifft.

Architekt und Träger war wie beim ersten Bauabschnitt der Gartenstadtsiedlung B. Lippsmeier und die Heimstätten-Baugenossenschaft.

Im folgenden sollen die vier vom Stadterweiterungsamt geplanten Siedlungen anhand weniger ausgesuchter Dokumente kurz vorgestellt werden. Sie sind ausführlich in der vorne genannten Broschüre beschrieben.

1./2. Die Siedlungen Kreuzbreite und Eulegraben

In beiden Fällen wurden die einfachen Zeilenstrukturen durch Anfangs- oder Endversätze oder eine leichte Krümmung rhythmisiert. Die Erschließung der Gärten erfolgte in der Kreuzbreite von der Straße aus durch die Häuser, im Eulegraben über hintere "Mistwege". Dieser Unterschied ist von großer Bedeutung beim heutigen Problem der Unterbringung der Pkw.

3. Siedlung Birkenweiler

Die Gärten der L-förmigen Doppelhäuser wurden von den sogenannten Gartenwegen erschlossen, die als Sackgasse von der einzigen Straße "Birkenweiler" abgingen.

4. Siedlung Lindenweiler

Im Gegensatz zur Siedlung Birkenweiler sind hier beide Seiten der Wohnstraßen angebaut. Der Schwarzplan von 1994 zeigt beispielhaft auch für die vorher genannten Siedlungen das teilweise enorme Maß an Um- und Anbauten.

Zum Schluß noch einige Anmerkungen zur gegenwärtigen Situation und Perspektive der Siedlungen.

1. Die Häuser und Gärten sind im Laufe der Zeit von ihren Bewohnern sehr stark angeeignet worden. Sie waren und sind einem ständigen Prozeß der Veränderung unterworfen. Aus ehemals ca. 45 qm Wohnfläche sind bis zu 150 qm geworden.
2. Es besteht noch erheblicher Sanierungsbedarf, besonders im Bereich der technischen Infrastruktur.
3. Veränderte Lagebedingungen in der Gesamtstadt und veränderte Lebensstile und Wohnverhalten legen den Gedanken an eine geordnete Nachverdichtung der Siedlungen nahe. Das gilt insbesondere für Birkenweiler mit den nur einseitig angebauten Gartenwegen.
4. Die Diskussion um Denkmalschutz in diesen Siedlungen ist schwierig. Zu vieles ist schon verloren und nicht rückholbar. Auch muß der Prozeß des Weiterbaus der Substandardhäuser im Prinzip akzeptiert werden. Dennoch sollte evtl. über ein stadtgestalterisches Rahmenkonzept mit Satzungscharakter versucht werden, wesentliche strukturelle Elemente zu bewahren und krasse "Ausreißer" künftig zu verhindern.

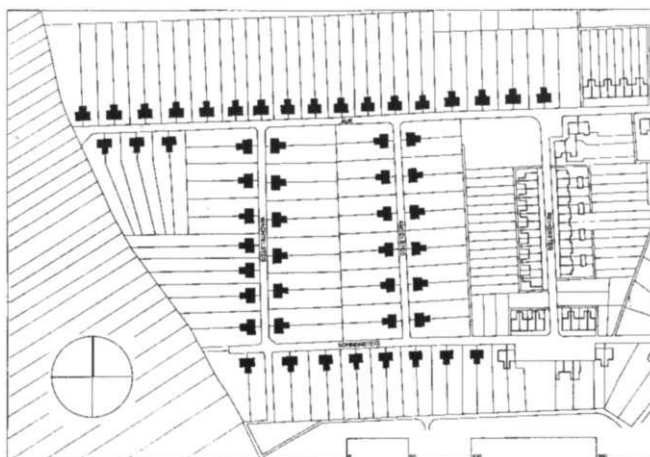
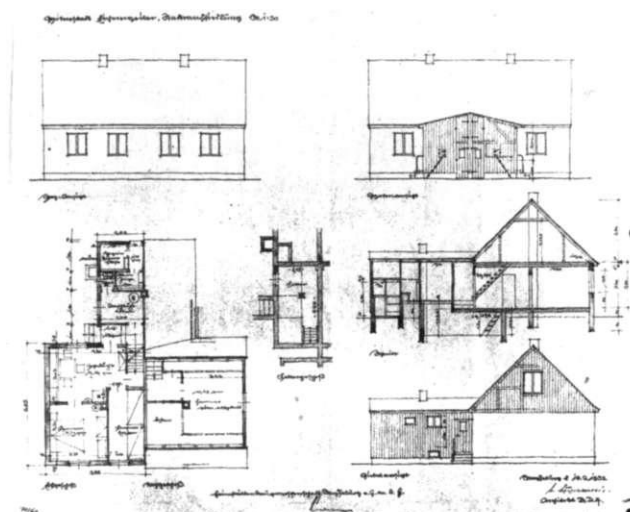


Abb. 7: Schwarzplan der Siedlung Eichenweiler II, Zustand ca. 1941

Abb. 8: Pläne und Ansichten 1932, Siedlung Eichenweiler II



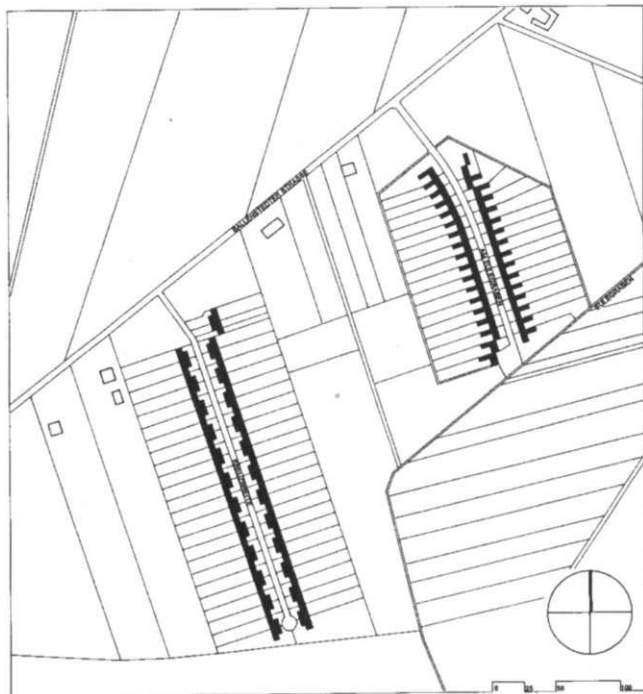


Abb. 9: Schwarzplan der Siedlungen Kreuzbreite und Eulegraben 1932/41

Abb. 10: Lageplan und Ansicht der Siedlung Kreuzbreite 1932

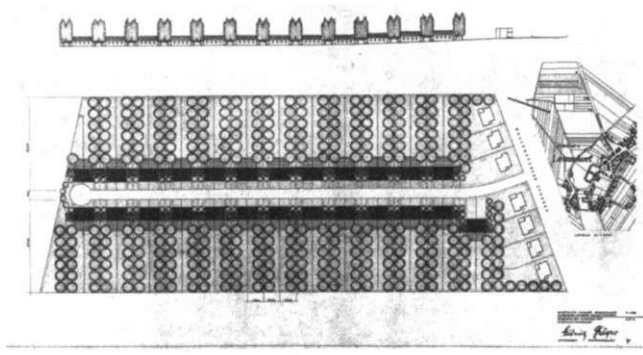


Abb. 11: Schaubild Kreuzbreite 1932

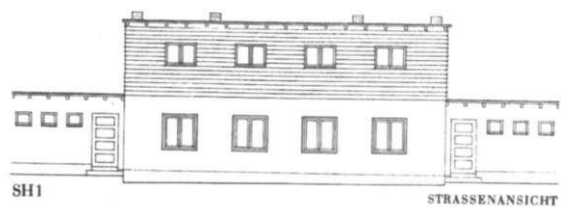
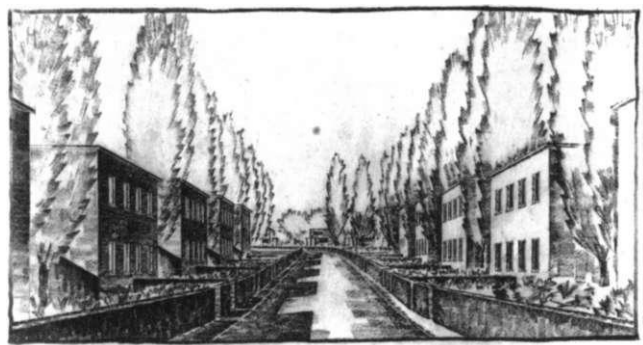


Abb. 12: Typenentwurf Kreuzbreite 1931

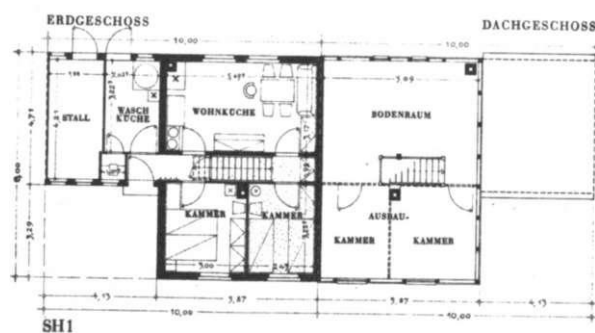


Abb. 13: Baufoto Kreuzbreite 1932



Abb. 14: Kreuzbreite heutiger Zustand (1995)



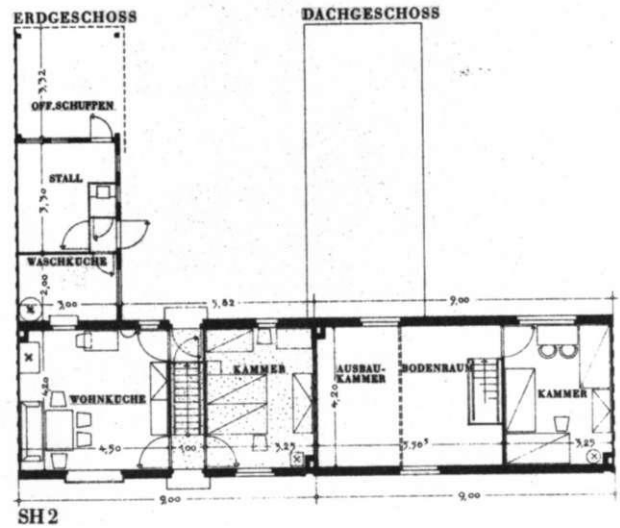
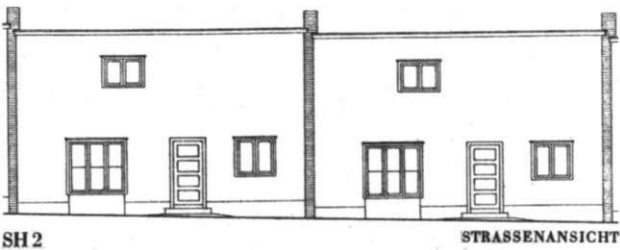


Abb. 15: Typenentwurf Eulegraben 1932



Abb. 16: Schaubild Eulegraben 1932

Abb. 17: Baufoto Eulegraben 1932



Abb. 18: Eulegraben heutiger Zustand (1995)



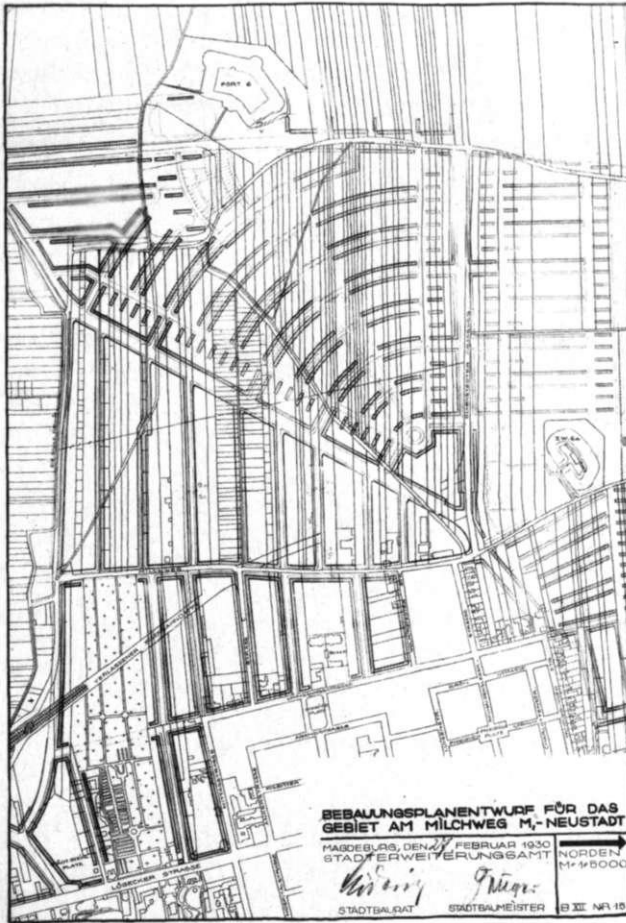


Abb. 19: Bebauungsplanentwurf 1930, Siedlung Birkenweiler

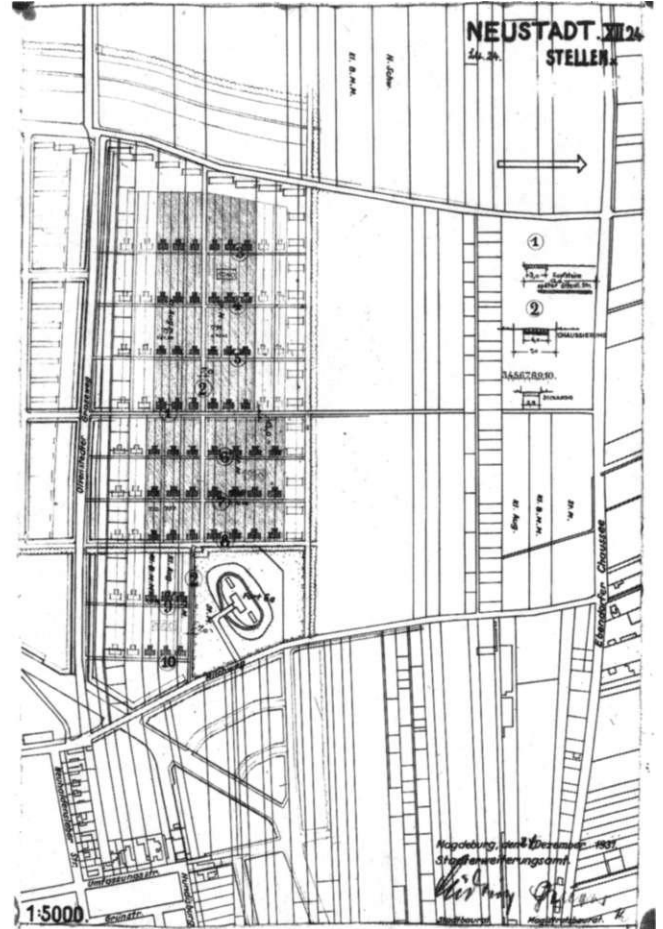
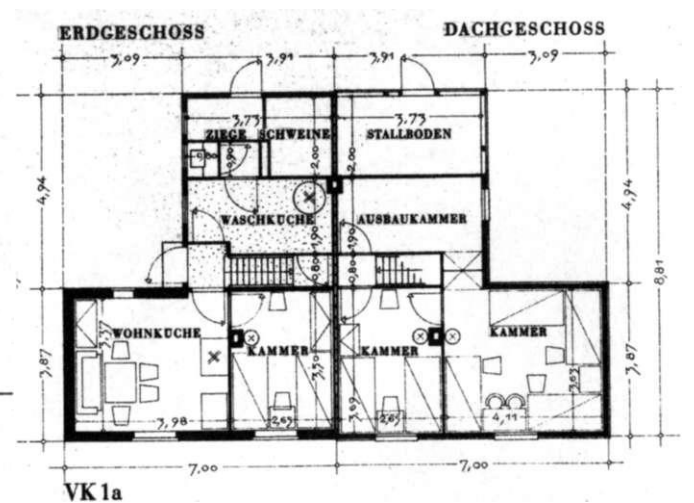
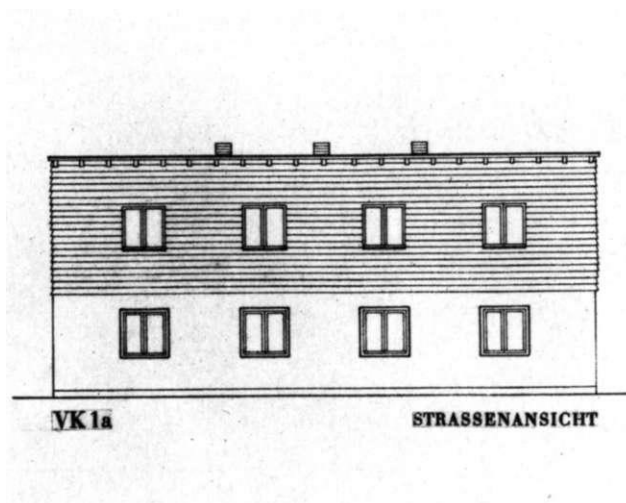


Abb. 20: Bauungskonzept von Dez. 1931, Siedlung Birkenweiler

Abb. 21: Typenentwurf Birkenweiler



5. Nachzudenken wäre über die Einrichtung eines "dezentralen Stadtbaumuseums": die Stadt erwirbt pro Siedlung ein bis zwei Hausgrundstücke, richtet sie möglichst originalgetreu her und vermietet sie unter Auflagen.
6. Alle künftigen Veränderungen müssen in sehr enger Abstimmung mit den gewachsenen Siedlergemeinschaften geplant werden.
7. Es wäre wissenschaftlich lohnend, für einzelne der Siedlungen Monographien zu erarbeiten, die den

baulichen und sozialen Prozeß seit der Entstehung ausführlicher dokumentieren, als es bislang möglich war. Die indirekt auch auf Bruno Taut's Wirken in Magdeburg zurückgehenden Siedlungen hätten das durchaus verdient.

ANMERKUNG

Alle Materialien stammen aus dem Stadtarchiv Magdeburg. Die Schwarzpläne und aktuellen Fotos wurden neu angefertigt.

Abb. 22: Richtfest im Birkenweiler 1932



Abb. 23: Baufoto Birkenweiler 1932



Abb. 24: Birkenweiler heutiger Zustand (1995)



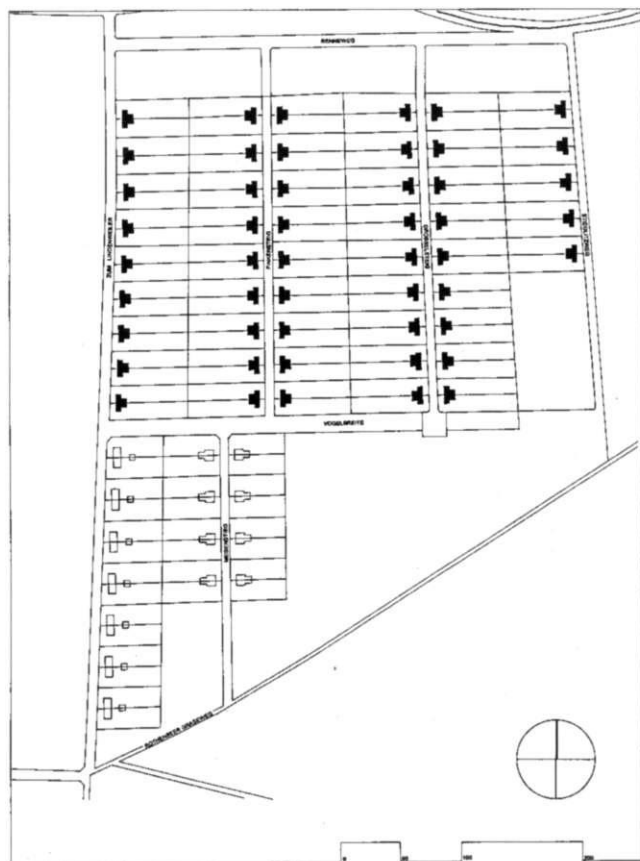


Abb. 25: Schwarzplan Lindenweiler 1934



Abb. 26: Schwarzplan Lindenweiler 1994

Friedhelm Fischer

DIE GARTENSTADT HOPFENGARTEN

Dieser Vortrag ist getragen von einer Entdeckerfreude, die sich an den beiden ersten Tagen des Symposiums vertieft hat. Trotz der schmerzlich fehlenden Gelegenheit zur Diskussion während der Tagung hat sich nämlich in Schwänzpausen und Abendgesprächen der Eindruck erhärtet, daß es sich bei der Gartenstadt Hopfengarten nicht nur um ein außergewöhnliches, sondern möglicherweise um ein einzigartiges Experiment des genossenschaftlichen Siedlungsbaus handelt.

Jedenfalls erbrachte die Untersuchung der Gartenstadt unerwartete Ergebnisse, die nicht nur die bis heute dominante Bewertung der Siedlung durch eine gegenteili-

ge Sicht zumindest ergänzen, sondern, weiterreichend, sogar Grundannahmen des modernen Siedlungsbaues zur Bauökonomie und zum "gemeinschaftsbildenden Bauen" in einem neuen Licht erscheinen lassen.

Als Einstieg möchte ich an die Worte von Heinrich Taut vom Freitag anknüpfen, die mich sehr bewegt haben und die Tagung zu einem außergewöhnlichen Ereignis werden ließen. Ich möchte eines der Themen, die darin anklingen, als Ausgangspunkt für meinen Vortrag verwenden, und damit auch eine Brücke schlagen zu Bruno Taut, der sich, nach allem was ich weiß, für die Gartenstadt Hopfengarten nicht sonderlich interessiert hat. Es ist das Thema der ungleichen Behandlung von Kindern, die in ihrem Wesen verschieden sind und deshalb nicht nur unterschiedlich behandelt, sondern bevorzugt oder benachteiligt werden.

Abb. 1: Werbeplakat für die Gartenstadt, entworfen von Erich Weinert, 1910



Ich möchte, wenn Sie den Gedankensprung mitvollziehen mögen, diesen Blickwinkel übertragen auf eine Betrachtung der Siedlungen Magdeburgs als *"Kinder der Stadt"*.

Wenn wir das tun, dann können wir eine Stadt sehen, die voll von elterlichem Stolz und von Anerkennung auf die Siedlungen des "Neuen Bauwillens" blickt. In den Veröffentlichungen läßt sich das ebenso ablesen wie in Umfang und Zustand der überlieferten Dokumente. Die Erwerbslosensiedlungen der Krisenzeit hingegen sind eher die *"Schmuddelkinder"* der Familie. Für eine Mehrzahl existieren nicht einmal mehr die Geburtsurkunden, die Bauakten.

Dies als Brückenschlag zum letzten Vortrag. Hier gehe ich auf andere Geschwister ein, Zwillinge vielleicht, doch von unterschiedlichem Wesen: das Mittelstandskind Hopfengarten und das Arbeiterkind Reform, das Musterkind, das zum Vorreiter des Neuen Bauwillens wurde.

Hopfengarten ist nun beileibe kein Schmuddelkind. Die Siedlung galt sogar *"im Anfange der Gartenstadtbewegung als Musterkolonie."* Doch von den 20er Jahren an verblaßte die Vorbildwirkung. Zur Bewältigung der immensen Probleme des Massenwohnungsbaus der Zeit schien der Ansatz weniger geeignet. Zudem verband sich - damals wie heute - das Anliegen der Arbeiteremanzipation häufig mit einer Geringschätzung des Mittelständischen als "bourgeois", d. h. als gesellschaftspolitisch irgendwie defizitär, eine Einstellung, die wohl nirgends stärker ausgeprägt ist als bei den mittelständischen Linken.

Ohne diesem Syndrom hier weiter nachzugehen, läßt sich, konkret auf das Beispiel des Hopfengarten bezogen, durchaus feststellen, woher dieses Unbehagen stammt: Auf den ersten Blick erinnern nämlich Erscheinungsbild, mittelständischer Charakter und Eigenheimideologie an jene Mehrheit von Erwerbshausgenossenschaften, die es überall in Deutschland verstanden haben, meist unter Inanspruchnahme öffentlicher Gelder, Leistungen und Grundstücke, ihr privates *"Schäffchen ins Trockene"* zu bringen, und die sich in den meisten Fällen recht bald nach der Privatisierung der öffentlich subventionierten Bauten und Grundstücke wieder auflösten. Im Umfeld der Klischees von *"Rotenburg"* (Reform) und *"Protzenheim"* (der benachbarten Villenkolonie der Kruppschen Werksbeamten) wurde der Hopfengarten dem Lager der kleinbürgerlichen *"Besitz-individualisten"* zugeordnet.

Erst bei näherem Hinsehen wird deutlich, daß die individualistische Gestaltungsvielfalt und der mittelständische Charakter des Siedlungsexperiments den Blick auf die Besonderheiten des bei der Gründung und wei-

teren Entwicklung bis 1932 verfolgten Ansatzes verstellt haben.

Um diesen Besonderheiten auf die Spur zu kommen, müssen wir in das Jahr 1909 zurückgehen. Eine ganze Anzahl von Genossenschaften war in jenem Jahr an der Siedlungsentwicklung beteiligt, mehr als bisher bekannt. Dazu gehörte neben Hopfengarten, Reform und den Krupp-Gruson-Werkbeamten auch der Mieter-, Bau- und Sparverein Wolfsfelde. Die Siedlung wurde nach dem finanziellen Scheitern der Genossenschaft von der Maschinenfabrik Wolf aufgekauft und in eine klassische Werksiedlung umgewandelt.

Den gemeinsamen Rahmen dieser Unternehmungen geben die Verhandlungen über die gartenstädtische Bauordnung ab, die 1909 von den Mitgliedern der Genossenschaft Hopfengarten durchgesetzt wurde. Der "Lageplan für das Gebiet der Gartenstadtbebauung" aus dem folgenden Jahr, 1910, zeigt Gelände und



Abb. 2: Die Kolonie Wolfsfelde

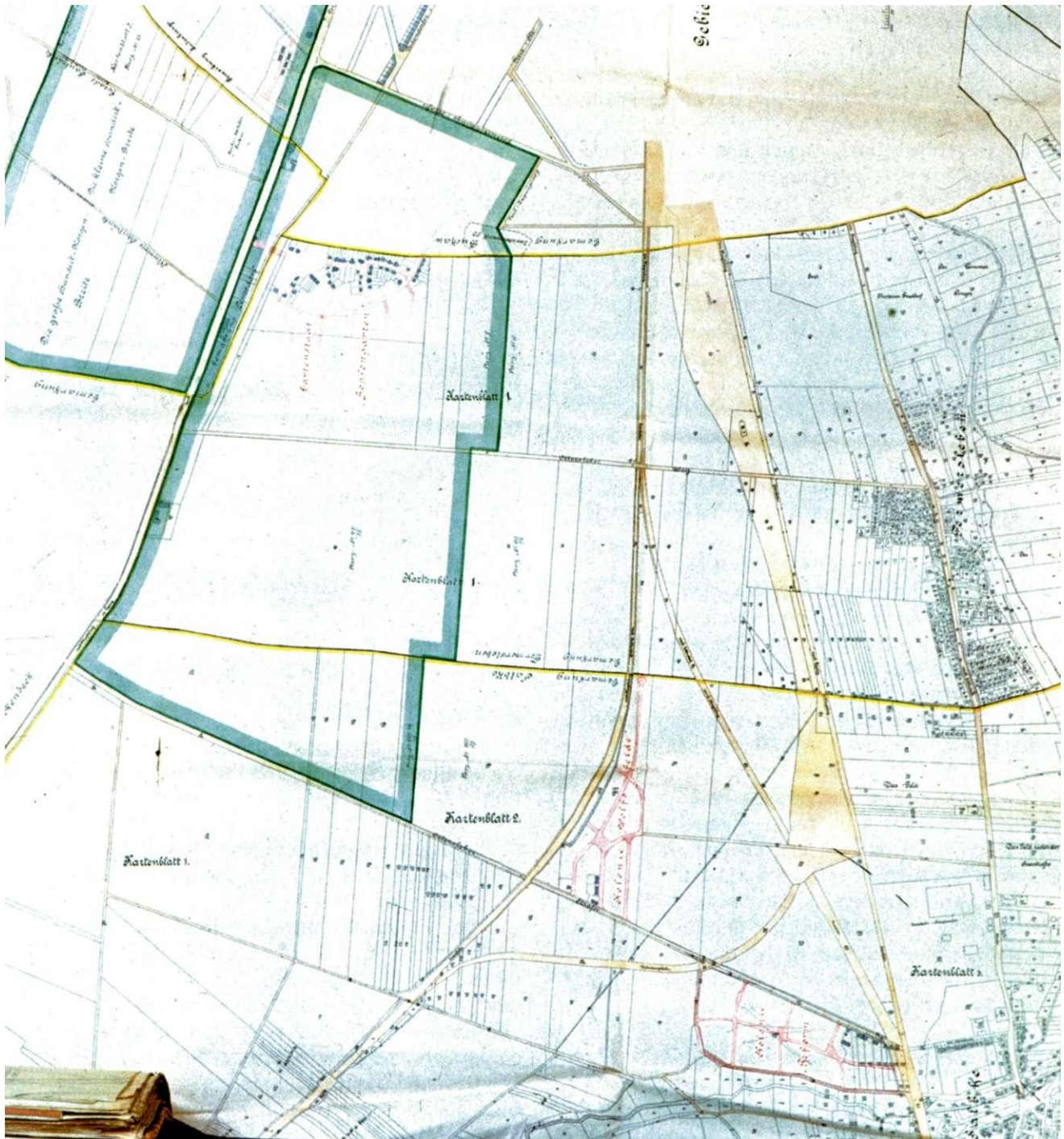
Straßenführung der projektierten und teilweise auch schon begonnenen genossenschaftlichen Siedlungen am Stadtrand des industrialisierten südlichen Magdeburg.

Für die Gartenstadt Reform zeichnete sich damals der Kauf eines Geländes im äußersten Süden Magdeburgs, in der Gemarkung Salbke, ab, für das der im Übersichtsplan von 1910 wiedergegebene Bebauungsplan aufgestellt wurde. Erst zwei Jahre später konnte das Gelände jenseits der Leipziger Chaussee gekauft werden, auf dem die Siedlung dann tatsächlich entstand. Unter den vier Vereinigungen blies dieser oppositionell-reformerischen Genossenschaft der Wind der Haus- und Grundeigentümer am kräftigsten ins Gesicht. So gelangte sie, obgleich als erste im Genossenschaftsregister eingetragen, erst als letzte zum Bauen.

Allerdings muß gesagt werden, daß die Magdeburger Stadtverwaltung dem Gartenstadtgedanken allgemein ablehnend gegenüberstand. Damit hatte auch die Genossenschaft Hopfengarten zu kämpfen, und angesichts dieser problematischen Rahmenbedingungen und der frustrierenden Erfahrungen von Reform entschied sie sich für eine Mischform von Mietwohnungsbau und Eigenheimbau. Zitat:

"Diejenigen Mitglieder, die Eigenhausreflektanten waren, also in größerem Maße Geld einzahlten und dabei keine Hypothekensorgen verursachten, ermöglichten überhaupt erst den Ankauf des Landes... Die außerordentlich schwierigen Vorarbeiten ... konnten ... für eine reine Mietsgenossenschaft kaum geleistet werden."

Abb. 3: Lageplan für das Gebiet der Gartenstadtbebauung, 1910



Das dabei verfolgte Prinzip könnte man als eine Art "Anschubfinanzierung" bezeichnen, wobei private Bauherren durch die Vorfinanzierung der Kosten für Landkauf, Straßen- und Kanalisationsarbeiten eine Grundlage für einen nicht spekulativen und nicht öffentlich geförderten Mietwohnungsbau schufen.

"Um das Kapital für Bauland, Kanalisation und Straßennetz zu beschaffen, blieb, da fremde Gelder nicht zur Verfügung standen, nur der eine Weg, nämlich einen größeren Teil des Baulandes zu einem die Straßen- und Kanalisationskosten deckenden Kaufpreise an die Eigenhausreflektanten weiter zu verkaufen."

Im Gegensatz zu vielen Gartenstädten der Zeit wurden also (ähnlich wie im Falle der Genossenschaft Reform) in dieser Phase keine öffentlichen Zuschüsse oder subventionierten Kredite zur Verfügung gestellt, keine Vergünstigungen beim Landerwerb gewährt. Auch die Kosten für Straßenbau und Kanalisation für die gesamte Siedlung wurden von den privaten Bauherren der Genossenschaft getragen.

Auf dieser Grundlage konnten bis zum Ersten Weltkrieg immerhin 27 Mietwohnungen gebaut werden, Einzelhäuser, Doppelhäuser und Hausgruppen zwischen drei und sechs Häusern.

Im Gegensatz zu den gleichartigen Reihenhäusern der reinen Arbeitersiedlung Reform entstanden im Hopfengarten zunächst vorwiegend Einzel- und Doppelhäuser, die vom bauleitenden Architekten, Franz Amelung, und einer Reihe weiterer freier Architekten auf ein Höchstmaß an Individualität getrimmt wurden. Durch ihre bauliche Zusammenfassung entsprechen auch die kleinen Doppelhäuser dem Erscheinungsbild kleiner Villen. Mit Nutzflächen in der Größenordnung von z.T. nicht viel mehr als 50 qm pro Haus sind sie jedoch deutlich dem Kleinhaustypus zuzuordnen.

Eine überraschende Erkenntnis, die sich aus dem Vergleich der Baupreise und Standards ergab, ist, daß die Untergrenze der Baukosten (1910/11 : 5.000 M) hier noch unter der der gleich großen Reihenhäuser in der Gartenstadt Reform lag (1912 : 7.500 M). Mietwohnungen und Eigenheime, deren Spektrum jeweils vom kargen Stube-Kammer-Küche-Typ bis zum Fünfstück-Kleinhaus reichte, boten darüber hinaus eine Grundlage für die angestrebte soziale Mischung.

Abb. 5: Feinkörnige Mischung von Miete und Eigentum. Hier: das Mietshaus der Familie Weinert (links) verbunden mit einem Eigenheim in der rechten Doppelhaushälfte

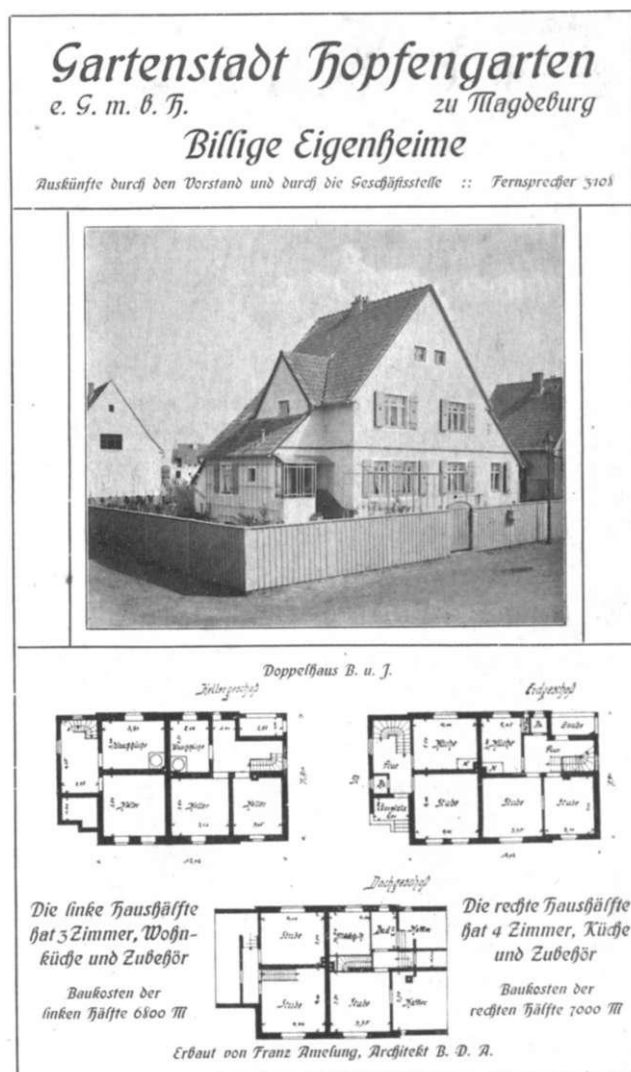


Abb. 4: Titelblatt einer Werbeschrift der Genossenschaft (1911): Mit Baukosten ab 5.000 Mark handelte es sich bei den Häusern im Hopfengarten in der Tat um "Billige Eigenheime" und Mietshäuser, auch im Vergleich mit den Reihenhäusern in Reform (Baukosten 7.500 Mark).



Erklärtes Planungsziel war nämlich "weder eine reine Arbeitersiedlung noch eine Beamtensiedlung, sondern auf alle Fälle eine Siedlung mit starker" sozialer Mischung. So gab es auch weder getrennte Siedlungsbereiche für Eigenheime und Mietwohnungen, noch sollte dieser besitztechnische Unterschied an Erscheinungsbild oder Standard der Häuser ablesbar sein. Miete und Eigentum war vielfach sogar in der selben Doppel- oder Dreihausgruppe vereint, wobei das Mietshaus manchmal sogar das größere war.

Soziale Gemeinschaft, als hohes Ziel der Genossenschaft formuliert und im Jahreslauf in Festen und Umzügen, in Selbsthilfeeinsätzen und Vereinen praktiziert, war für die Hopfengärtner ganz eindeutig nicht an die Voraussetzung besitztechnischer und gestalterischer Einheitlichkeit geknüpft.

Der von Amelung entworfene Bebauungsplan in der Tradition Sittes, Unwins oder auch Riemerschmids ist im Bereich des Hauptstraßenzuges und nördlich davon auf ein "romantisches", abwechslungsreiches Erscheinungsbild orientiert. Geschwungene oder abgeknickte Straßenzüge und versetzte Einmündungen verraten das Bemühen, "malerische Wirkung", Spannung auf "das, was hinter der Kurve liegt", zu erzielen. Platzartige Effekte entstehen durch die geschickte Anordnung der Häuser auch an Stellen sparsamen Parzellenzuschnitts und geringer öffentlicher Flächenanteile. Relativ sparsam ist auch die Straßenführung, die nur 13,6% des Geländes in Anspruch nimmt.

Die Entwicklung des Bebauungsplanes wurde von Anfang an als Prozeß begriffen: *"Als das Wichtigste erschien, nicht für alle Zeiten schon jetzt die Straßen festzulegen, sondern nur das jeweilig der Bebauung erschlossene Stück nach den vorhandenen Bedürfnissen aufzuteilen und den vorläufigen Plan je nach den veränderten Bedürfnissen und Erfahrungen abzuändern."*

Zunächst wurde nicht der durchgehende Hauptstraßenzug realisiert, sondern nur Teile davon, einschließlich eines kleinen Ladenzentrums, sowie die verwinkelten, malerischen Straßenzüge nördlich davon. Da die Stadt auch durch die im Umgang mit den Behörden durchaus gewiefte mittelständische Genossenschaft nicht zu Investitionen in die Freiraumgestaltung zu bewegen war, erfolgten die ersten Baumpflanzungen und damit die Grundzüge der öffentlichen Freiraumgestaltung in Privatregie der Genossenschaft, was als durchaus ungewöhnlicher Vorgang zu bewerten ist.

Unter den Rahmenbedingungen des kommunalen Wohnungsbaues der Weimarer Republik gelangte dann der genossenschaftliche Mietwohnungsbau als dominante Form der Siedlungserweiterung zum Durchbruch.

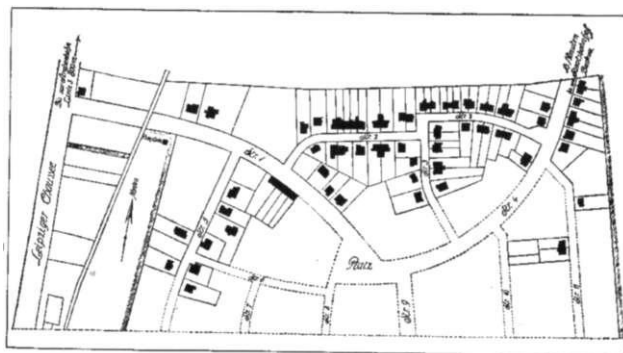
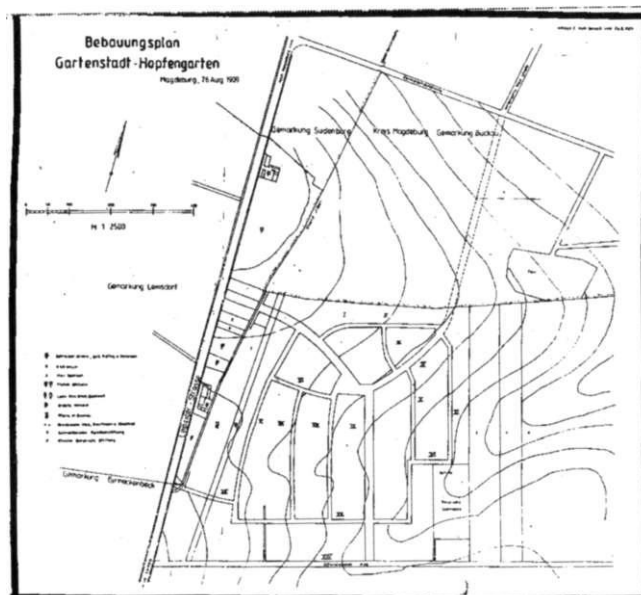


Abb. 6: Bebauungsplan der Gartenstadt Hopfengarten, Franz Amelung, 1910, durchgearbeitet auf Raumwirkung und konkrete Nutzungsanforderungen



Abb. 7: Geschwungene Straßenzüge und versetzte Einmündungen erzielen "malerische Wirkung" und "Spannung auf das, was hinter der Kurve liegt."

Abb. 8: Bebauungsplan der Gartenstadt Hopfengarten, Franz Amelung, 1909



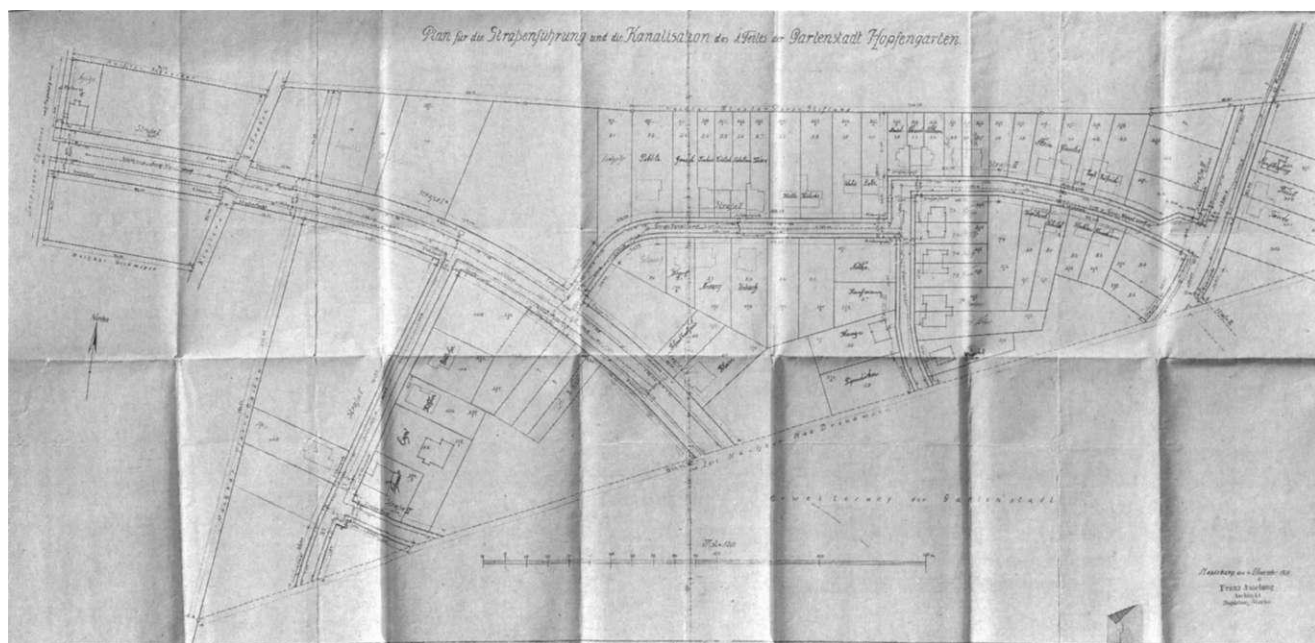


Abb. 9: Der erste Bauabschnitt

Zu Beginn der 30er Jahre machten die Mietwohnungen mehr als die Hälfte des Wohnungsbestandes aus.

In den 20er Jahren wandelte sich die gestalterische Grundnote. Noch einmal folgten 1920 die Entwürfe für ein Ortszentrum am Lindenplatz (= Hopfenplatz) und für eine Miethausgruppe am Lindenplan der Formensprache der klassischen Gartenstadtarchitektur der Kaiserzeit. Doch ab 1922 wurden die Anklänge an die romantischen Vorbilder aus Hellerau oder England durch die nüchterne Formensprache des "Neuen Bauens" ersetzt.

Die Genossenschaft Hopfengarten hatte sich mit sechs weiteren Genossenschaften zum Verein für Kleinwohnungswesen zusammengeschlossen, dessen Architekten in Zusammenarbeit mit dem Stadterweiterungsamt künftig für die Entwürfe der Mietshäuser verantwortlich waren.

Da sie in der Architektursprache der 20er Jahre, großenteils in Zeilenbauweise, an städtebaulich markanten Stellen (in den Eingangsbereichen und an dem zentralen Platz der Siedlung) errichtet wurden, veränderte sich das Erscheinungsbild der Gartenstadt maßgeblich.

Abb. 10: Wohnungsbau in der Gartenstadt Hopfengarten:

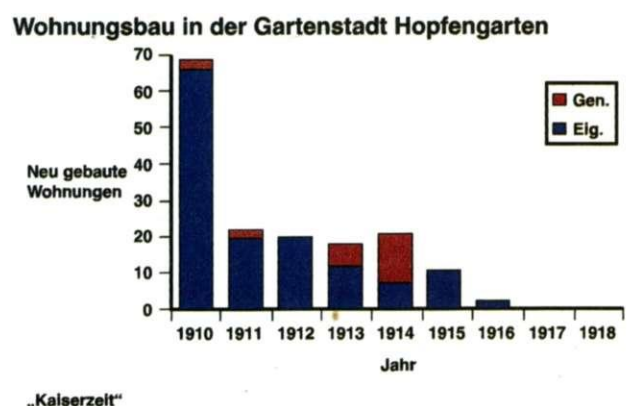
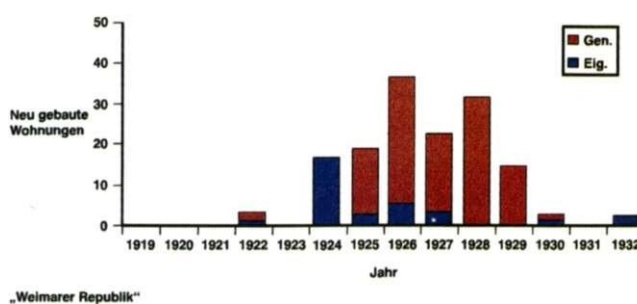


Abb. 10a: Dominanz der Eigenheimbauer in der "Anschubphase"

Abb. 10b: Dominanz des Mietwohnungsbaus in der Weimarer Republik



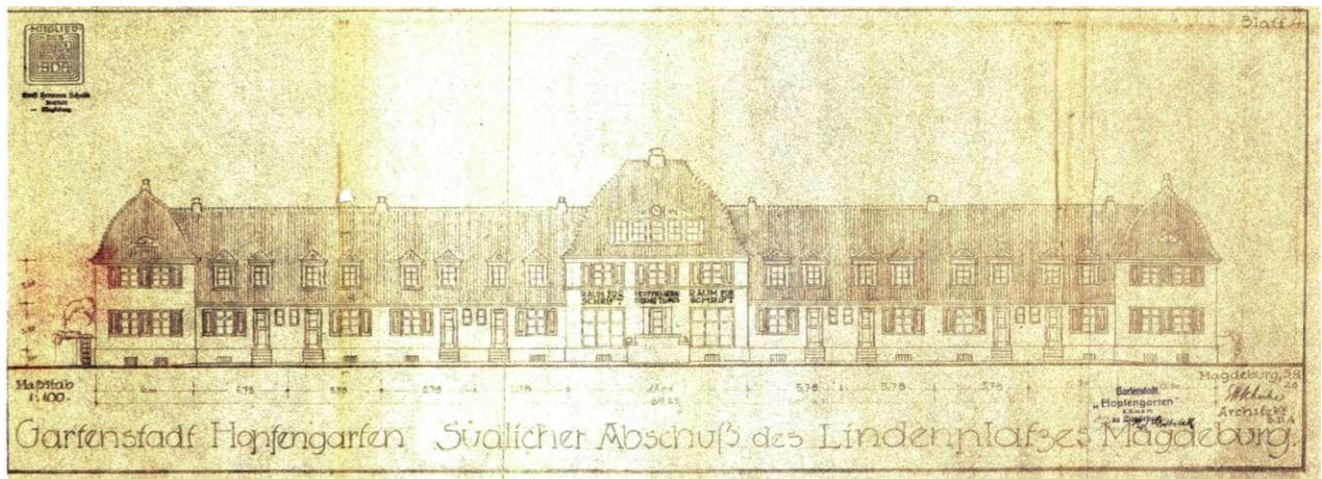


Abb. 11: Entwürfe für Geschäfts- und Wohnkomplex am Hopfenplatz, 1920, zum letzten Mal in der Formensprache der klassischen Gartenstadtarchitektur der Kaiserzeit (Nicht ausgeführt)

1932 wurden das Vorkaufsrecht der Genossenschaft und die Pflichtmitgliedschaft auch der Privateigentümer aufgehoben. Damit endete das ursprüngliche Konzept der gemeinschaftlich handelnden Genossenschaft. Diese zog sich auf den Miethausbestand zurück, und der Hopfengarten entwickelte sich aus der Summe unkoordinierter einzelner Bauentscheidungen heraus wie jeder andere Vorort. Eine Welle der Privatisierung von Genossenschaftsbauten hat es aber weder nach 1932 noch nach 1989 gegeben.

Zwei kleinere Schübe des Wohnungsbaus in den 30er Jahren veränderten das Erscheinungsbild der Siedlung kaum.

Im Zweiten Weltkrieg wurde auch der Hopfengarten von Bomben getroffen, die vor allem die neuen Genossenschaftsbauten trafen, so die Wohnhäuser am Hopfenplatz und den Kopfbau des "Wohnhofs" an der Cäcilienstraße (heute: Hopfenbreite). So wurde die durch die Gebäude der 20er Jahre bewirkte Umprägung markanter stadträumlicher Situationen durch die Zerstörungen teilweise wieder rückgängig gemacht.

Zwar sind am Siedlungsrand einzelne Einbrüche in die kleinteilige Struktur der Gartenstadt in Form von Garagenanlagen und Werkstätten zu verzeichnen, und am zentralen Hopfenplatz sind die drastisch veränderten Verwertungsbedingungen in dem neuen Baukomplex mit seiner massiven Ausnutzung des Grundstücks und seinem neuen Nutzungsmix zum Ausdruck gelangt. Weiter haben sich im Bereich der Hausfassaden und der Außenraumgestaltung deutliche Veränderungen als

Abb. 12: Sechsfamilienhaus am Hopfenplatz: die Variante der Moderne



typische "Zeichen der Zeit" eingestellt. Und in Einzelfällen kam es bereits zu Um- und Anbauten, die, gemessen an der Feingliedrigkeit des Bestands, unangemessen, wenn nicht gar gewaltsam wirken. Dennoch bietet die Siedlung insgesamt noch ein relativ authentisches Bild der ursprünglichen Anlage.

Daß der weitere Umgang mit diesem hochrangigen stadtbaugeschichtlichen Erbe mit besonderer Behutsamkeit und Verantwortung betrieben werden muß, steht außer Zweifel. Dazu werden Denkmalschutz für einzelne Bauten sowie für die städtebauliche Grundstruktur gehören. Jedoch wäre es nicht sinnvoll, einfach die "Käseglocke" eines strengen, objektbezogenen Denkmalschutzes über die ganze Gartenstadt zu stülpen. Dies würde dem von Beginn an verfolgten "liberalen Grundmodell" widersprechen, das nicht nur auf eine starke bauliche und soziale Heterogenität des Ergebnisses angelegt war, sondern selbst den Bebauungsplan als Komponente eines offenen Prozesses behandelte.

Es gilt also, nach weiteren konsensfähigen Regularien für den Umgang mit der Siedlung zu suchen. Diese Suche kann aber nur erfolgreich sein, wenn neben den baulichen Spezifika auch jene Besonderheiten gewürdigt werden, die den Geist der Siedlung in ihrer Blütezeit zwischen 1909 und 1932 ausgemacht haben, und die im Rahmen dieser Untersuchung wiederentdeckt wurden.

Hier schließt sich der Bogen, zurück zu jenem Thema der Siedlungen Magdeburgs als "*Kinder der Stadt*", das als Einstieg dieses Vortrags verwandt wurde: Wie ein Blick in die Rezeptionsgeschichte des Hopfengartens zeigt, mußte die Siedlung seit den 20er Jahren meist als Negativ-Folie erhalten, um das Musterkind Reform herauszustreichen.

Abb. 13: Luftbild der Gartenstadt Hopfengarten, ca. 1926



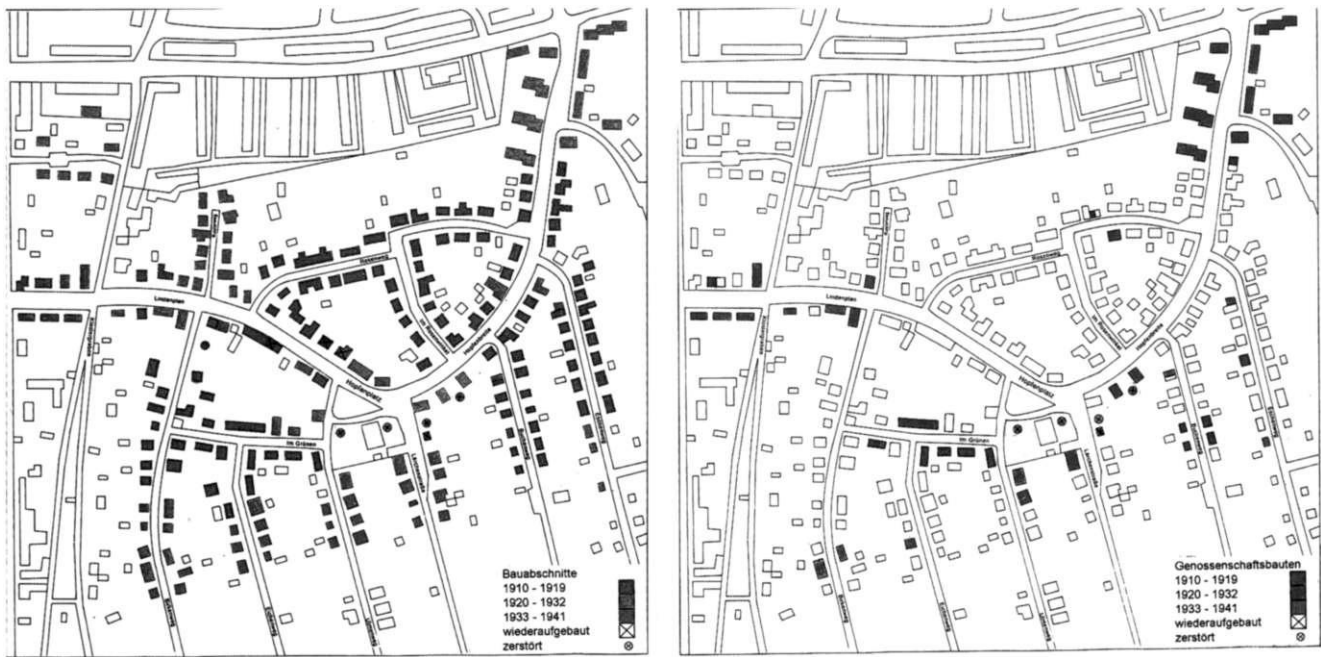


Abb 14 und 15 Bauabschnitte und Genossenschaftsbauten
1910-1941

Dies begann zu Anfang der 20er Jahre, mit der Kritik beispielsweise von Stadtbaurat Göderitz am Hopfengarten, in dem, im Gegensatz zu Reform *"noch der alte Fehler begangen wurde, villenartige Häuser an zu aufwendige Straßen zu stellen."*

Angesichts einer Fahrbahnbreite von nur 5m in den Wohnstraßen ist dieses Urteil nicht sehr schlagkräftig (auch wenn die Hauptstraße breiter ausgelegt wurde), und die Kritik am villenartigen Charakter der Häuser impliziert ja vor allem die Annahme hoher Baukosten.

Jedoch legen die Befunde des Hopfengarten eine differenziertere Betrachtung dieser und anderer Grundannahmen und -bewertungen des modernen Siedlungsbaues nahe: Serielle Reihenhaushausgrundrisse (wie in Reform) sind anscheinend nicht eine Voraussetzung (oder Garantie) für billiges Bauen. (Ein Befund, der ähnlich überraschend sein mag, wie einst die Erkenntnis, daß industrialisiertes Bauen nicht unbedingt billiger ist als konventionelle Bauweisen.)

Die Kritik an der villenartigen Bebauung hat neben dem ökonomischen einen sozialpolitischen Hintergrund: Sie deutet das individualistische Erscheinungsbild der Häuser als Ausdruck einer eher gemeinschaftsfeindlichen, "besitzindividualistischen" Einstellung (selbst wenn die-

ser Begriff im Falle der individuell gestalteten Mietshäuser keinen Sinn macht). Doch auch hier sind die Lehren der Gartenstadt Hopfengarten deutlich: Soziale Gemeinschaft ist offensichtlich nicht an soziale und gestalterische Einheitlichkeit, an eine *"gemeinschaftsbildende Architektur"* gleichartiger Reihenhäuser geknüpft. Sie ist auch nicht von der Frage "Eigenheim oder Miethaus" abhängig.

Die Tradition der - immer kontrastierend zu Reform negativen Bewertung des Hopfengarten setzt sich bis in die 90er Jahre hinein fort: etwa - ich zitiere aus verschiedenen Veröffentlichungen - in der Fehldeutung der Gartenstadt als *"reine Erwerbshausgenossenschaft"* oder in der Kritik am *"räumlich unausgewogenen Verhältnis von privatem und genossenschaftlichem Eigentum"* - eine Kritik, die einfach das von der Genossenschaft verfolgte Ziel der sozialen Mischung und das Prinzip der feinkörnigen Mischung von Besitzformen verkennt.

Tendenziell addieren sich diese Urteile zum Befund einer kulturellen Entwertung des Hopfengarten. Um dieser Tendenz entgegenzutreten, sollte eine breite Aufklärungs- und Werbekampagne den genossenschaftlichen Gründungsansatz rehabilitieren und den Stolz der Bewohnerinnen auf ihr besonderes Wohnquartier verstärken.

Heidi Roeder

NATIONALSOZIALISTISCHER WOHN- UND SIEDLUNGSBAU

Bevor ich Ihnen heute die Siedlungsbauten aus der Zeit des Nationalsozialismus vorstelle, möchte ich ein paar grundsätzliche Worte zur Architektur dieser Zeit sagen, um hier Mißverständnissen vorzubeugen, die in den vergangenen Jahren immer wieder zu lesen und zu hören waren, wenn es um Architekturdebatten der hier behandelten Zeitperiode ging.

Zunächst einmal ist man davon abgekommen, von einer Naziarchitektur zu sprechen, dieser Terminus ist nicht korrekt und nicht zu verwechseln mit einer spezifischen nationalsozialistischen Architekturauffassung. Es gibt ebenso wenig eine Nazi-Architektur - schon gar nicht beim Massenwohnungsbau - wie es eine sozialdemokratische Architektur gibt. Dennoch wurde und wird immer wieder versucht, Kongruenzen herzustellen zwischen dem Baustil einer Epoche und der jeweils herrschenden politischen und gesellschaftlichen Form, um die Architektur eben dieser Epoche zu erklären und zu rechtfertigen. So ist es auch zu verstehen, daß der allgemeine Tenor der Architekturkritik in Deutschland den Stil der zwanziger Jahre als demokratisch, fortschrittlich, sozial und nicht zuletzt als chic interpretiert, während der Baustil zwischen 1933 und 1945 stets den Beigeschmack von Faschismus, Herrschaftsanspruch und Gewalttätigkeit besitzt.

Diese einseitige und isolierte Betrachtungsweise ist naturgemäß politisch zu verstehen. Es ist nach Ende der Nazi-Herrschaft gewissermaßen moralisch nicht vertretbar gewesen, die Architektur dieser Periode als Kontinuum der vorangegangenen Epoche zu betrachten, denn wie sollte ein faschistisches Regime die Tradition einer Weimarer Republik fortgeführt haben können? Und im Eifer der Debatten fiel es nicht weiter auf, daß einzelne Stilelemente zum Beweis einer faschistischen bzw. demokratischen Architektur herangezogen wurden. So standen sich zwei Heerlager gegenüber: Flachdächer, Fensterbänder, bunte Hausanstriche auf der einen Seite - gegen Satteldach, Fensterkreuze, Säulen und Natursteinmauerwerk auf der anderen Seite - traditionelles Bauhandwerk gegen neue Techniken, Moderne gegen "Baubolschewismus", Gut gegen Böse. Und genau durch diese Art der Darstellung der Architektur zur Zeit des NSs, wurde der Traum der Nazis fast Wirklichkeit - nämlich der Anspruch, eine eigene Architektur mit Ewigkeitsanspruch geschaffen zu haben.

Inzwischen bemüht man sich in der Diskussion um die Architektur des 20. Jahrhunderts in Deutschland, die Bauten, die zur Zeit des Nationalsozialismus entstan-

den, im Zusammenhang zu interpretieren. Die Kontroversen um das Neue Bauen schon während der Weimarer Republik werden näher untersucht. Dabei ergibt sich, daß diese zunächst kulturpolitischer und wirtschaftlicher Natur waren. Erst allmählich kam der politische Aspekt hinzu, und zwar als die konservative Opposition erkannte, welchen propagandistischen Wert der Streit für ihre politischen Zwecke hatte. Und der Propagandaapparat der Nazis kannte kein Pardon. Schon früh waren bei der Kritik am Neuen Bauen völkische und antisemitische Töne unüberhörbar; Futterneid und nationalistische Ressentiments gegen Ausländer, Juden und Kommunisten übertönten die Einwände gegen die Architektur selbst. Es ging vorrangig um die Wahrung eigener Interessen und weniger um die ideologische Verurteilung eines spezifischen Baustils. Denn so sehr sich die Nazis auch bemüht haben mochten, einen eigenen Baustil zu kreieren, es ist ihnen nicht gelungen. Während ihre Repräsentationsbauten eine recht deutliche Fortführung im Stil des Neoklassizismus waren, wurde der private Wohnbau in der Tradition der bereits bestehenden Heimatschutzbewegung fortgeführt. So aufsehenerregend die moderne Architektur der Zwanziger auch gewesen sein mag, so machte sie doch nur einen sehr geringen Anteil am Gesamtvolumen des Wohnbaus jener Zeit aus. Durch die gründliche Unterdrückung einer avantgardistischen Kulturpolitik und durch die gleichzeitige Glorifizierung und Propagieren von Heimat, Blut und Boden konnte sich selbst Jahrzehnte nach der nur kurzen Herrschaftsdauer der Nazis die These einer "nationalsozialistischen Architektur" halten.

Was aber ist denn nun tatsächlich an der Architektur in der Zeit des Dritten Reiches neu oder anders gewesen? Zunächst einmal die Aufgabenteilung und das Diktieren der äußeren Erscheinungsform. Während Repräsentationsbauten durch überdimensionale Ausmaße politische Macht demonstrierten, war Monumentalität im Bereich des Wohn- und Siedlungsbaus verpönt. Im Gegensatz zur gigantomanischen Vorzeigearchitektur sollten sich die Häuser mit ihrem bescheidenen, rustikalen und heimischen Charakter in die gegebene Landschaft einfügen und Idylle schaffen. Die äußere Form der Alltagsarchitektur wurde mit Hilfe einer gezielten Propaganda an die diktierten Bedürfnisse des Volkes angepaßt.

Viel größer waren aber die bislang wenig beachteten Gemeinsamkeiten - speziell im Massenwohnungsbau. Sei es das Finanzierungssystem, die Typologie des Kleinwohnungsbaus, die Idee des Siedlerhauses, die Dezentralisierung der Städte und die Abkehr von Mietskasernen: all dies Reformen aus der gemeinsamen Werkbundtradition auf welche auch die Notwendigkeit eines funktionalen Grundrisses sowie einer materialgerechten Herstellung zurückzuführen sind.

Nach diesem sehr kurzen Exkurs über die Stellung der Architektur zur Zeit des Dritten Reiches möchte ich noch hinzufügen, daß sich gerade Magdeburg für eine Untersuchung des Massenwohnbaus im 20. Jahrhundert im Gesamtüberblick kaum so eignet wie eine andere Stadt in Deutschland. Hierbei spielen die Notstandsiedlungen in Magdeburg eine besondere Rolle in der Kontinuität einer solchen Untersuchung.

Sicherlich haben Sie durch die Bruno Taut Ausstellung und durch die vielen ausführlichen Vorträge der vergangenen Tage vor Augen, wie kreativ, innovativ und modern das sozialdemokratische Magdeburg der 20er Jahre auf dem Gebiet des Wohnungsbaus war, den man fast als revolutionär umschreiben könnte: die Architekten Avantgardisten, die Bautechniken neu, die Farben schockierend.

Und dann - nach der Machtergreifung Hitlers - die äußerliche Umkehr von der Modernen! Nach wie vor jedoch herrscht ein hoher Wohnungsmangel in der Stadt!

Die geographisch günstige Lage Magdeburgs in militärstrategischer wie verkehrstechnischer Hinsicht veranlaßte das nationalsozialistische Regime, die Stadt als Industriestandort weiter auszubauen. Durch den Bau des Schiffshebewerks in Rothensee, den Neubau der Strombrücke und die Fertigstellung der Autobahn Berlin - Hannover wurde Magdeburg zum Verkehrsknotenpunkt des Raumes "Mittelbe". Die Sanierung der Mittel- und Kleinbetriebe und der Ausbau der Schwer- und Rüstungsindustrie führten zum Abbau der hohen Arbeitslosenzahl, was einen Zuzug von Arbeitskräften zur Folge hatte. Für die allgemein herrschende Wohnungsnot allerdings bedeutete dies eine weitere Verschärfung der Situation. Vor diesem Hintergrund setzte in Magdeburg ab ungefähr 1939, als die Regierung ihr Augenmerk auf den Aufbau der Rüstungsindustrie gerichtet hatte, eine Phase verstärkten Wohnbaus ein.

Zu den Wohnbau Projekten aus dieser Zeit zählt auch die Siedlung am Lindenhof im Süden der Stadt, die ich Ihnen heute exemplarisch vorstellen möchte. Anhand dieser sogenannten Gemeinschaftssiedlung - ich werde noch näher auf diesen Begriff eingehen, kann ich Ihnen jeweils ein Beispiel zweier typischer Wohnformen jener Zeit erklären. Es handelt sich einmal um die Volkswohnung und zum anderen um die Siedlerstelle, oft auch als Kleinsiedlung bezeichnet.

Nach den Maßgaben nationalsozialistischer Siedlungs-ideologie wurde bereits im Jahr 1937 das Projekt am Lindenhof, am Südrand der Stadt, östlich der Leipziger Chaussee, geplant. In Zusammenarbeit mit dem *Gauheimstättenamt* der *Deutschen Arbeitsfront*, der *Mittel-deutschen Heimstätten GmbH* und der *Gemeinnützigen*

Kriegersiedlung der Nationalsozialistischen Kriegso-pferversorgung GmbH (NSKOV) als Bauherren sollte am Lindenhof eine "Gemeinschaftssiedlung" entstehen, d.h. ein Wohngebiet bestehend aus Siedlerstellen und Geschoßwohnungen (Volkswohnungen). Ebenfalls geplant war das Markenzeichen aller NS-Siedlungen, das Gemeinschaftshaus der NSDAP als Zentrum des Wohngebietes, an das sich Schule, Wochenmarkt, Verwaltungseinrichtungen und Geschäfte anschließen sollten.

Die Wahl der Standorte wurde aus durchaus praktischen wie wirtschaftlichen Gründen getroffen: Während beispielsweise die Siedlung am Milchweg für Arbeiter der Betriebe im Norden Magdeburgs geplant wurde, sollten Angehörige der Maschinenindustrie im Süden - hauptsächlich ging es um die Krupp-Gruson Werke in Buckau - in der nahegelegenen Großsiedlung am Lindenhof untergebracht werden. Auf einer Fläche von ca. 1,5 km² waren insgesamt rund 2 500 Wohneinheiten geplant.

Der östliche Teil der Siedlung, einst als "SA-Dankopfersiedlung" bekannt, besteht aus sogenannten "Siedlerstellen in Einzel- und Doppelhausbauweise mit Stall und Nutzgarten" (Siedlung Fuchsbreite). Auf dem westlichen Teil des Geländes entstanden zweigeschossige "Volkswohnungen" in Dreier-, Vierer- und Sechserblocks (Siedlung Lindenhof).

Auftraggeber der "SA-Dankopfersiedlung" war die SA, die Siedlerstellen wurden an Kriegso-pfer und verdiente Parteimitglieder vergeben. Die Volkswohnungen am Lindenhof wurden u.a. für Arbeitnehmer der Krupp-Gruson Werke errichtet.

Die Realisierung des Projektes sah aber anders aus. Vom ursprünglich geplanten Bauvorhaben kam nur ein kleiner Teil zur Ausführung. Von den 1450 projektierten Volkswohnungen wurde im Februar 1939 zunächst der Bauschein für 184 Einheiten beantragt, von denen auch nicht alle fertiggestellt werden konnten, und von den geplanten 1000 Siedlerstellen wurden nur 153 gebaut. Der Erlaß Hitlers vom 15. November 1939 über das Verbot aller nicht kriegswichtigen Neubauten betraf zunächst noch nicht die Wohnhäuser am Lindenhof, denn die Errichtung von Arbeiterwohnstätten war vom Erlaß ausgenommen. Die Fortdauer des Krieges und die daraus folgenden finanziellen Verluste führten aber zu immer strengeren Reglementierungen der Bauwirtschaft. Das am 16.2.1940 erlassene eingeschränkte Neubauverbot durch Albert Speer scheint auch für den Lindenhof das Ende bedeutet zu haben. Alle Bauprojekte, deren Rohbauabnahme bis zu diesem Zeitpunkt nicht erfolgt war, mußten ebenfalls stillgelegt werden. Viele Häuserblocks, die im Rohbau fertig waren, konnten wegen mangelnder Arbeitskräfte und Material-



Abb. 1: Siedlung Fuchsbreite



Abb. 2: Siedlung Fuchsbreite

knappheit nicht vollendet werden, zudem erschwerte die Rationierung von Rohöl den Transport der Baustoffe. Die Siedlung blieb lange Jahre eine Baustelle, Bomben hatten zusätzlich an vielen Gebäuden erhebliche Schäden angerichtet.

Besonders stark betroffen waren die Bewohner vorstädtischer Siedlungen, wenn die geplante Infrastruktur einem solchen Baustop zum Opfer fiel. Das Fehlen von Schulen, Einkaufsmöglichkeiten und ähnlichen Einrichtungen erschwerte das Leben der Bewohner. Dieser Zustand hat sich in der Lindenhofsiedlung übrigens bis heute nicht wesentlich verbessert.

Zur Siedlung selbst ist zu sagen, daß nach dem Vorbild der vorstädtischen Kleinsiedlung auch die Siedlung Fuchsbreite an einer Durchgangsstraße liegt (Am Hopfengarten). Sie wird gleichzeitig von ihr im Norden begrenzt. Östlich und südlich schließen sich freie Flächen an, während der Otternweg (Lindenhofsiedlung) die westliche Begrenzung bildet. Die Straßenführung innerhalb der Siedlung erfolgt rasterförmig und nimmt gleichzeitig Bezug auf die Geländebeschaffenheit. Einzige Ausnahme bildet der Käferweg, welcher als Zentrum der Siedlung in eine Sackgasse führt, deren Ende zu einem kleinen Platz erweitert ist.

Die an den Straßen aufgereihten und von ihnen durch kleine Vorgärten getrennten Siedlungshäuser liegen sich teils gegenüber, teils stehen sie versetzt zueinander. Dahinter schließen sich die langen und schmalen Gartenflächen an. Die 71 zweistöckigen Einzelstellen stehen auf einem dem Quadrat angenäherten Grund-

riß, so daß sich für die 78 Doppelstellen eine querrrechteckige Form ergibt. Die vier Eigenheime weisen einen rechteckigen Grundriß auf. Zusätzlich aufgelockert wirkt die Bebauung der Siedlung dadurch, daß die Häuser teils giebelständig, teils traufenständig stehen. Zum Stallgebäude gehörte ein Wirtschaftsraum, darüber war ein Heuboden vorgesehen.

Die äußerst geringen finanziellen Mittel, welche für die Errichtung der Kleinsiedlerhäuser zur Verfügung standen sowie die untergeordnete Bedeutung des Wohnhauses in der NS-Siedlungsbaupolitik erklären nicht nur die billigste Wahl der Baumaterialien, sondern auch die minimalen Raummaße.

Die Architektur der Häuser ergibt sich aus der ihnen zugedachten Funktion. Neben der Familie mußte die Siedlerstelle ausreichend Platz bieten für die Unterbringung des Kleinviehs, der Geräte und für die Lagerung von Heu. Der Raum unter dem spitzen Dach konnte als Trockenboden genutzt werden und bot den Siedlern die Möglichkeit, kostengünstig ihren Wohnbereich auszubauen. Die Anordnung von Türen und Fenstern erfolgte ebenfalls nach praktischen Erwägungen. Die Stalltüren sind von außen zugänglich, die Fenster sind so angeordnet, daß optimale Licht- und Belüftungsmöglichkeiten gegeben sind. Während die Haustüren gerahmt und im oberen Teil mit einem vierteiligen Sprossenfenster versehen waren, bestanden die Stalltüren aus einfachen Lattentüren. In den meisten Fällen waren in den Giebelflächen der angebauten Stallgebäude Dachluken für den Transport des Winterfutters angebracht.

Nützlichkeitserwägungen gehorcht auch der Grundriß der Häuser. Durch einen kleinen Flur erreichte man die einstige Wohnküche und den Wirtschaftsraum. Ebenfalls im Erdgeschoß lagen Elternschlafzimmer und ein Kinderzimmer. Die Größe der Wohnräume war so bemessen, daß der "Mindesthausrat" der Bewohner darin untergebracht werden konnte. Badezimmer oder Duschraum kamen wegen der fehlenden Kanalisation nicht in Frage, der Abort lag entweder neben Stall und Waschküche oder - bei freiliegenden Stallgebäuden - im Kellergeschoß des Hauses.

Die durchschnittliche Wohnfläche der Siedlerstellen bei voll ausgebautem Dach liegt zwischen 70 und 80 m², die Wirtschaftsfläche betrug ca. 30 m². Ungefähr ein Viertel der Siedlerstellen war ursprünglich mit Luftschutzkellern versehen.

Zu den ersten Bewohnern der Siedlung zählten neben Arbeitern, Facharbeitern und Beamten auch selbständige Handwerker wie Bäcker und Schneider.

Da innerhalb der Siedlung kein als Trinkwasser geeignetes Grundwasser vorhanden war, erhielten sämtliche Siedlergrundstücke ausnahmsweise Wasserleitungsanschluß, obwohl kein Straßenkanal vorhanden war. Für die Aufnahme der Schmutzwässer waren Gruben vorgesehen, die nach Bedarf geleert werden mußten.

Zum Einzug bekam jede Familie vom Staat einen Handwagen, ein Ferkel und zehn Hühner, außerdem einige Obstbäume und Obststräucher. Wer es sich leisten konnte, kaufte die Siedlerstelle zum Preis von 3000 Reichsmark, die Miete für die anderen Bewohner betrug 35 Reichsmark. Ab 1957 wurden die Häuser den Bewohnern zum Kauf angeboten, die gezahlten Mietleistungen und etwaige Wiederherstellungskosten aufgrund von Kriegsschäden wurden angerechnet.

Im Laufe der Jahre hat sich nicht nur das Leben in der Siedlung, sondern auch das äußere Bild stark verändert. Nach dem Krieg hatten einige Bewohner ihre Häuser verlassen, aus wirtschaftlichen oder politischen Gründen. Viele Häuser waren durch Bombenangriffe teilweise oder ganz zerstört. Neue Mieter, oft Flüchtlinge aus dem Osten, bekamen die einstigen Siedlerstellen zugeteilt und bauten sie wieder auf. Heute trifft man hier nur noch wenige "Ureinwohner" an, aber zum Teil wohnt auch schon die zweite Generation in der Siedlung Fuchsbreite.

Obgleich die behördlichen Vorschriften nach dem Krieg und später die Erhaltung der Siedlung in ihrem Gesamtkonzept vorsahen, sind die meisten Häuser durch zahlreiche An- und Umbauten stark verändert und überformt worden. Die beengten Platzverhältnisse in den Siedler-

häusern führten dazu, daß Haus und Stall immer mehr zu einer Einheit zusammenwuchsen. Nur wenige Häuser sind halbwegs in ihrem Originalzustand erhalten. Viele Hauseingänge sind inzwischen mit einem Vorbau versehen, die Lattenzäune durch gemauerte Einfriedungen ersetzt, Türen und Fenster nach dem individuellen Geschmack der Bewohner erneuert.

Die zahllosen Garagenanbauten wurden mit der Zeit zwar unumgänglich, sie zerstören allerdings die einst aufgelockerte Bebauung.

Insgesamt ist vom ursprünglichen Charakter der Siedlung nicht mehr viel erhalten. Verfallene Siedlerhäuser, moderne Neubauten, Büros in den einstigen Wohnhäusern und die nicht selten bis zur Unkenntlichkeit überformten Siedlerhäuser erzählen die Geschichte dieses Wohngebietes.

Selbst wenn der bauhistorische Wert der Siedlung keinen Anlaß gibt, diese aus denkmalpflegerischer Sicht überzubewerten, sollte aus Gründen eines gefälligen Erscheinungsbildes dafür Sorge getragen werden, daß extreme Überformungen und allzu individuelle Geschmacksbekundungen nicht das Bild der Siedlung weiter zerstören, zumal die Vielzahl der verwendeten Haustypen bei der bestehenden Gesamtanzahl der Häuser eine Besonderheit darstellt, die man aus anderen Siedlungen dieser Zeit kaum kennt; das Bestreben nach einem "einheitlichen Straßenbild", nach Kostenersparnis und nach einer gerechten Verteilung an die Siedler schloß normalerweise die Verwendung allzuvieler Haustypen aus.

Die zweite große Form des Massenwohnbaus jener Zeit waren die Volkswohnungsanlagen. Nach dem wirtschaftlichen Aufschwung und dem daraus resultierenden Abbau der Arbeitslosigkeit, zielte das Interesse der nationalsozialistischen Siedlungspolitik nicht mehr allein auf die "Verwurzelung mit dem eigenen Boden". Mehr und mehr benötigte die Industrie den "mobilen" Arbeiter, dessen ganze Arbeitskraft gefragt war. Dies bedeutete, daß der Arbeiter, als Vollbeschäftigter, nicht mehr die nötige Zeit zur Bewirtschaftung eines Gartens aufbringen konnte. Um möglichst viele Arbeitnehmer kostensparend unterbringen zu können, entsteht die Volkswohnung und wird zur neuen, bevorzugten Wohnform.

Volkswohnungsanlagen lagen meist in den Vororten größerer Städte, für eine günstige Verbindung zum Arbeitsplatz und zu anderen öffentlichen Einrichtungen sorgten in der Regel die Nähe der Anlage zur Hauptverkehrsstraße und zur Bahn. Während die Volkswohnungen in der Frühzeit ihrer Entstehung noch Ein- bis Zweifamilienreihenhäuser waren, ging man aus Platz-



Abb. 3: Lindenhofsiedlung



Abb. 4: Lindenhofsiedlung

und Kostengründen schon bald zum zwei- bis dreigeschossigen Mehrfamilienhaus über. Wie bei der Kleinsiedlung erfolgt auch hier die Straßenführung rasterförmig, selbst leicht gebogene Straßenzüge heben die Monotonie der Reihenhäuser oder Häuserblocks nicht auf. Volkswohnungsanlagen waren immer an die Kanalisation angeschlossen, das garantierte jeder Wohnung ein WC. Häufig gibt es auch Bade- oder Duschvorrichtungen - aus Platzgründen im Kellergeschoß untergebracht.

Um auch in der Volkswohnung für genügend Licht und Luft zu sorgen, herrscht der Zweispännertyp vor, so daß selbst die innenliegenden Wohnungen größerer Blocks oder Häuserreihen auf zwei Seiten mit Fenstern versehen waren.

Die 37 zweigeschossigen Wohnhäuser am Lindenhof sind nur ein Teil einer ursprünglich mehr als doppelt so groß geplanten Siedlung mit Volkswohnungen, wie aus dem Bebauungsplan hervorgeht. Deshalb fehlt der Siedlung auch der für die Zeit ihrer Entstehung typische zentrale Platz, auf dem meist ein Gemeinschaftshaus stand und welcher als Versammlungsplatz diente. Trotzdem lassen sich andere städtebaulichen Aspekte und Vorgaben an der Siedlung heute noch ablesen. So gehören die leicht gebogene Straßenführung des Otterwegs, die Ecklösung an der Einmündung der Hirschbreite in die Dachsbreite und die unterschiedlich großen Häuserblocks, teils traufständig, teils giebelständig, ebenso zu den immer wiederkehrenden Merkmalen der Siedlungen aus nationalsozialistischer

Zeit wie die unterteilten Haustüren mit Bogensturz und die Fenster mit Segmentbögen.

Obst- und Gemüsegärten, Vorgärten und bepflanzte Einfriedungen mochten einst den trostlosen Eindruck billigster Arbeiterwohnungen gemildert haben.

Die Wohnungen der Siedlung sind auch hier nach dem Standardprinzip der "Volkswohnung" gebaut worden, den Familien standen je eine Wohnküche, zwei Schlafzimmer und ein WC zur Verfügung, insgesamt eine Wohnfläche von ca. 45 Quadratmetern. Im Keller waren Abstellräume, Luftschutzkeller und eine begrenzte Anzahl Bäder untergebracht. Der Dachboden wurde als Trockenraum genutzt. Einzige bauliche Besonderheit der Siedlung ist der Block Dachsbreite 2-8. Als "Eingangstor" zur Siedlung weist das Gebäude einen zentralen Erkerrisaliten mit Giebel auf. Durch diesen Vorbau vergrößern sich die dahinterliegenden Wohnküchen.

Hier in Magdeburg wurde in den Jahren zwischen 1933 bis etwa 1940/41 relativ viel gebaut, und ein großer Teil davon ist erhalten geblieben. Dazu zählen das Danziger Dorf, das Schiffshebewerk Rothensee mit der Siedlung Schiffshebewerk, die Siedlung Rothensee und die Hugo Junkers Siedlung, um die wichtigsten zu nennen. Ich denke, daß wir heute so weit sind, diesen Teil deutscher Architekturgeschichte gründlicher als bisher aufzuarbeiten, um den *"ungeliebten Kindern"*, von denen Heinrich Taut und Dr. Fischer in ihren Vorträgen sprachen, eine Chance zu geben.

Manfred Speidel

NACHWORT

Das Symposium hatte die Aufgabe, im größeren Kreis der Forscherinnen und Forscher das Werk Bruno Tauts als Ergänzung und Erweiterung der Magdeburger Ausstellung zu diskutieren.

War die Ausstellung vornehmlich eine Rekonstruktion des Werkes, eine Präsentation der unbekannten Malerei und eine genauere Darstellung ausgewählter architektonischer Arbeiten durch bislang unbekanntes Plan- und Bildmaterial oder durch Restaurierungsergebnisse, die beide ein farbiges Werk von erstaunlicher Frische offenbarten, so wollte das Symposium neueste Forschungen vorstellen. Dabei ergab sich auch eine lebendige Geschichte der Taut-Forschung selbst, die sich in den anwesenden Persönlichkeiten darbot.

Heinrich Taut der Sohn, und Tokugen Mihara, der Schüler in Japan, waren die Augenzeugen. Heinrich Tauts in ihrer Offenheit grandiose Darstellung der Person seines Vaters war dabei der vielleicht faszinierendste Beitrag überhaupt, für dessen Ausführlichkeit wir gerade angesichts seines Todes am 14. September besonders dankbar sind. Tokugen Mihara ließ ein Grußwort verlesen, da er aus familiären Gründen nicht in der Lage war, zu kommen. Er hatte von August 1934 bis Oktober 1936, also über zwei Jahre lang mit Bruno Taut zusammengearbeitet und war damit länger mit ihm zusammen als sein Sohn nach seinem 10. Lebensjahr.

Der Senior der Taut-Forschung in Deutschland ist Kurt Junghanns. Ihm flog der Auftrag zu einer Bruno Taut Monographie Anfang der 60er Jahre während seiner Tätigkeit an der Bauakademie der DDR zu, als ihm sein Direktor Gerhard Kosel den Auftrag dafür erteilte. Kosel war ein Schüler Tauts aus der Zeit seines Wohnbauseminars an der Charlottenburger Technischen Hochschule 1931-32. Kurt Junghanns erzählt, wie gerne er diese Arbeit aufgriff, denn sie befreite ihn von den "stalinistischen" Architekturplanungen für Berlin, die seiner Architekturauffassung, die an dem Rationalismus eines Otto Haesler geschult war, völlig zuwiderlief. Kosel selbst folgte mit diesem Auftrag einer wiederholten Aufforderung der Lebensgefährtin Tauts, Erica Wittich, die nach dem Ende des Krieges von Shanghai nach Ost-Berlin übersiedelt war und endlich das bedeutende Lebenswerk Bruno Tauts darzustellen und seine Schriften herauszugeben wünschte. Für 1996 ist in dritter Auflage eine überarbeitete Fassung der Monographie von Kurt Junghanns vorgesehen.

Noch bevor ihre erste Auflage 1970 erschien, entdeckte die Generation des Umbruchs zu Ende der 60er Jahre Bruno Taut in Berlin als Architekten mit sozialem Engagement, dessen Siedlungs- und Wohnungsbauten von der Geschichte der Modernen Architektur als nicht konsequent "modern" vernachlässigt waren. Kristiana Hartmann war unter diesen die Erste, die Tauts Gartenstadt Falkenberg analysierte und als Modell genossenschaftlicher Arbeit uns vor Augen führte. Sie und Thilo Hilpert, der in jener Zeit die Hufeisensiedlung erforschte, stellen die sozialen, humanen und ökologischen Inhalte von Tauts Wohnbauten und Stadtplanungen in den Vordergrund, welche die Vorbedingungen zu einem "Lernen von Bruno Taut" sind. Sie fordern zu einem solchen Lernen nicht nur bei Erweiterungen oder Renovierungen seiner Siedlungen auf, sondern bei jeder verantwortungsvollen Planung überhaupt.

Die dritte Generation der Forscher geht nun ohne Wunschbilder an die umfangreiche Archivarbeit, um Werkprozesse, personelle Verflechtungen und geistige Wirkungen zu ermitteln. Es sind die heutigen DoktorantInnen und Habilitanten, die uns nicht ein erklärendes, sondern ein klares Bild einzelner Projekte vermitteln: beim Symposium war es die Mitteldeutsche Ausstellung in Magdeburg durch Olaf Gisbertz oder der Generalsiedlungsplan für diese Stadt von 1923 durch Regina Prinz. Die Beiträge sind sachlich und informativ und gerade darin spannend, daß man nun nachvollziehen kann wie Projekte zustandekamen. Ich möchte meinen Beitrag für die Arbeiterwohnungen in Kattowitz ebenso dazu zählen. Weitreichende Einschätzungen der Architekturauffassung Tauts gelingen Bernd Nicolai, der die während der Dreißiger Jahre in die Türkei emigrierten Architekten auf der Grundlage eines äußerst umfassenden Quellenmaterials sinnvoll vergleichen kann.

Daß penible Rekonstruktionen zu neuen Einsichten führen können, zeigt Angelika Thiekötter, die für den auf der Ausstellung gezeigten Modellbau des Kölner Glashauses von 1914 die Forschungsarbeit geleistet hatte. Die sorgfältige Analyse der alten schwarz-weiß Fotos ermöglichte zwar keine Wiederbelebung der verlorenen Farbwerte, aber zusammen mit dem mathematisch genauen Modellbau brachte diese sie zu der verblüffenden und einleuchtenden Hypothese, das Glashaus mit seinen Farbschichten sei eine bildgewordene Spektralzerlegung des Sonnenlichtes und damit der "eigentliche Einsteinturm" gewesen.

Geistesgeschichtliche Untersuchungen vertiefen, z. B. die bekannten Hypothesen der Beziehungen von Tauts Alpiner Architektur zu Friedrich Nietzsches Zarathustra im Aufsatz von Hubertus Adam, sie erschließen aber

auch neue Bereiche: Simone Hain spannt einen weiten Bogen der Avantgarde nach dem Ersten Weltkrieg zu den geistigen Quellen östlicher Mystik und Weltanschauung.

Briefe, der Tagebücher und der Aufsätze. Zusammen ergäben sie eine faszinierende Lektüre der Gedankenwelten zwischen 1910 und 1938, die noch mehr als ein Symposium lohnen würden.

Von den geistigen Geschwistern Tauts ist uns Paul Scheerbart durch Mechthild Rausch wieder vergewahrt worden; neu war die Einführung in Carl Krayls religiös soziale Geisteswelt durch Ute Maasberg: Sie wies damit auch auf diese Seite Bruno Tauts hin, der Krayl noch von Japan aus versicherte, er sei der Einzige, der ihn in seinem Anliegen wie dem religiös-künstlerischen der Alpinen Architektur verstünde.

Von den Künstler-Freunden Tauts war der bislang mit seinem Werk verschollene Arnold Topp durch Thomas Greifeids Beitrag der Vergessenheit entrissen worden. Er gab zugleich eine Vorschau auf die erste retrospektive Ausstellung dieses Farbenkünstlers, die für den Herbst 1996 geplant ist und von ihm durchgeführt wird.

Was fehlt, ist eine ähnliche Enthüllung des Lebens und Werkes von Franz Mutzenbecher, der von 1906 bis in die frühen Zwanziger Jahre mit Taut immer wieder zusammenarbeitete. Von den Freunden der Gläsernen Kette fehlt auch noch Paul Goesch mit einer Darstellung seines Werkes.

Damit bin ich bei den Defiziten.

Stellt man neben die Charakterisierungen Tauts in der Magdeburger Zeit die "Genossenschaftsarchitekten" von Renate Amann und Winfried Brennes Beitrag "Faszination Farbe", so entsteht immer wieder ein noch nicht fertig gezeichnetes Bild von einem Taut, der bei seinen besten Arbeiten selbst den emotionalen und künstlerischen Pol bildete, dem ein sachlicher Pol gegenüber stand, und den er integrierte: Konrad Rühl als Stadtplaner in Magdeburg, Martin Wagner als Stadtbaurat in Berlin, Richard Linnecke und Franz Hillinger in der Berliner GEHAG. Sie mögen für ihn das gewesen sein, was der sicherlich weit unterschätzte Partner im Büro, Franz Hoffmann, auch war: die Grundlage und das Fundament des Verstandes, auf dem sich die künstlerischen Schwingen erst sinnvoll entfalten konnten. Seine Stellung zu ihnen wäre eine weitere Studie wert. Diese Mitarbeiter fehlten ihm als Partner für die Arbeit in Japan und der Türkei, und damit war Taut eine Sicherheit genommen, auf der er sonst seine Formen bauen konnte. Er suchte sie durch seine Erforschung der kulturellen Voraussetzungen in den fremden Ländern zu gewinnen. Das Ergebnis sind seine großartigen Bücher: "Das japanische Haus und sein Leben." und die "Architekturlehre". Noch stehen ihre sachgerechten Wiederveröffentlichungen aus, ebenso wie eine umfassende Herausgabe der vielen Schriften Tauts: der

TEIL 5

Anhang

ZEITTAFEL

BRUNO TAUT - Leben und Werk

- 1880** Am 4. Mai in Königsberg geboren.
- 1897** Abitur am Kneiphöfischen Gymnasium in Königsberg.
- 1901** Absolvent der Baugewerkschule in Königsberg.
- 1902** Tätigkeit in einem Hamburger Architekturbüro, von März bis Jahresende Tätigkeit bei dem Wiesbadener Architekten Fabry.
- 1903** Umzug nach Berlin. Mitarbeit im Architekturbüro von Bruno Möhring. Fährt öfter mit Freunden nach Chorin und trifft dort mit Künstlern und Intellektuellen zusammen. Lernt in Chorin seine spätere Frau Hedwig Wollgast kennen.
- 1904-1908** Übersiedlung nach Stuttgart. Mitarbeit im Büro von Theodor Fischer. Beteiligung an zahlreichen Wettbewerben. Entwürfe für den Hauptbahnhof in Karlsruhe und die Möhne-Talsperre (gemeinsam mit Max Taut), für den Hauptbahnhof in Darmstadt (gemeinsam mit Paul Bonatz und Georg Martin) und für den Hauptbahnhof in Leipzig. Lernt den Maler Franz Mutzenbecher kennen. 1906 Heirat mit Hedwig Wollgast. Mit Hilfe Theodor Fischers erster eigenständiger Auftrag zur Restaurierung, Inneneinrichtung und Ausmalung der Dorfkirche in Unterriexingen/Württemberg. Dabei erste Zusammenarbeit mit Franz Mutzenbecher. Lernt durch Fischer den Berliner Architekten Heinz Lassen kennen.
- 1908** Rückkehr nach Berlin. Mitarbeit bei Heinz Lassen. Städtebau-Studien bei Theodor Goecke an der Technischen Hochschule Charlottenburg.
- 1909** Erstes eigenes Architekturbüro gemeinsam mit Franz Hoffmann. Erste eigene Projekte: Erholungsheim für Angestellte der Firma Siemens und Halske in Bad Harzburg, Mietshaus "Villa Reibedanz".
- 1910** Ausstellungspavillon des Träger-Verkaufs-Kontors, Wettbewerbe. Reise nach England.
- 1911** Renovierung der Kirche in Nieden/Uckermark.
- 1912** Entwurf eines Theaters, Kontakte zur Galerie und dem Verlag "Der Sturm". Reise nach Holland, gemeinsam mit Max Taut.
- 1913** "Monument des Eisens" Pavillon des Stahlwerks- und Brückenbauverbandes auf der Leipziger Internationalen Baufachausstellung. Lernt Paul Scheerbart kennen.
- 1913/14** Gartenstadtsiedlung "Reform" in Magdeburg, Gartenstadtsiedlung "Am Falkenberg" in Berlin-Grünau, Verwendung reiner Farben zur Architekturgestaltung.
- 1914** "Glashaus" Pavillon des Luxfer-Prismen-Syndikats auf der Ausstellung des Deutschen Werkbundes in Köln. Beratender Architekt der "Deutschen Gartenstadtgesellschaft".
- 1915** Um keinen Militärdienst leisten zu müssen, Übernahme einer Stelle als Bauleiter in einer Pulverfabrik in Plaue/Brandenburg. Lernt Erich Baron kennen. Paul Scheerbart stirbt am 15.10.1915 in Berlin an Entkräftung, nachdem er aus Protest gegen den Krieg jede Nahrungsaufnahme verweigert hatte.
- 1916** Wettbewerb für das "Haus der Freundschaft" in Konstantinopel auf Einladung des Vorstandes des Deutschen Werkbundes. Reise nach Konstantinopel.
- 1917** Durch Vermittlung von Bernhard Kampffmeyer, dem Vorsitzenden der Deutschen Gartenstadtgesellschaft, Beschäftigung als Zeichner in der Ofenbaufabrik der Stella Werke in Bergisch-Gladbach. In dieser Stelle für den Militärdienst "unabkömmlich". Vollendung der "Stadtkrone" (1919 vom Verlag Dietrichs in Jena veröffentlicht). Planung einer Bergarbeitersiedlung in Kattowitz/Oberschlesien.
- 1918** Lernt in Bergisch-Gladbach Erica Wittich kennen, sie wird seine Lebensgefährtin. Mitbegründer des "Arbeitsrates für Kunst", Mitglied der "Novembergruppe". Zeichnungen zur "Alpinen Architektur".
- 1919** Reise nach Moskau und Kowno. Publikationen: "Die Stadtkrone" und "Alpine Architektur". Mitglied im Vorstand des Deutschen Werkbundes, Vorsitzender des Architekten-Ausschusses im Arbeitsrat für Kunst, Mitglied in der "Vereinigung für die Sozialisierung des Bauwesens", Bürgerdeputierter für Kunst der Stadt Berlin, Filmmanuskript "Die Pantinen des Glücks".
- 1920** "Die Auflösung der Städte", "Der Weltbaumeister". Initiator des Briefwechsels "Die Gläserne Kette". Mitherausgeber der Zeitschrift "Stadtbaukunst in alter und neuer Zeit", eigenverantwortlicher Her-

ausgeber für deren Beilage "Frühlicht". Entwurf der Folkwangschule für Karl Ernst Osthaus in Hagen.

1921-1923 Stadtbaurat in Magdeburg. Aufruf zum farbigen Bauen. Neuordnung der Bauverwaltung. Neuauflage des "Frühlicht" als eigenständiges Magazin. Generalsiedlungsplan für Magdeburg, Bürohaus "Stadt Köln", Entwürfe für die "MIAMA"-Mitteldeutsche Ausstellung Magdeburg.

1924 Rückkehr nach Berlin. Chefarchitekt der im April gegründeten GEHAG - Gemeinnützige Heimstätten-, Spar- und Bau-Aktiengesellschaft. Entwurf für die Erweiterung der Gartenstadt "Am Falkenberg". Beteiligung am "Zehnering". Buchpublikation: "Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin".

1924-1932 Planerische und gestalterische Bearbeitung von Siedlungen und Wohnanlagen mit insgesamt mehr als 10 000 Wohnungen in Berlin und Umgebung: "Freie Scholle" in Tegel (1924), "Am Schillerpark" im Wedding (1924), "Lichtenberger Gartenheim" in Mahlsdorf (1924), Siedlung "Ideal" in Britz (1925), "Hufeisen-Siedlung" Britz (1925, Bebauungsplan gemeinsam mit Martin Wagner und Leberecht Migge), Siedlung "Eichenwalde" bei Berlin (1925), Waldsiedlung Zehlendorf "Onkel-Toms-Hütte" (1926), Siedlung "Eichkamp" (1926), Wohnbebauung an der Grellstraße in Prenzlauer Berg (1927), Siedlung "Attilahöhe" in Tempelhof (1927), Wohnstadt "Carl Legien" in Prenzlauer Berg (1929, mit Franz Hillinger), "Friedrich-Ebert-Siedlung" im Wedding (1929) u.a.. 1926 Mitglied in der Architektenvereinigung "Der Ring". 1927 Beteiligung an der Werkbundaussstellung "Die Wohnung" in Stuttgart-Weißenhof. 1927-28 Entwurf für die Gemeinschaftsschule am Dammweg in Berlin-Neukölln in Zusammenarbeit mit dem Schulreformer Fritz Karsen. Entwurf für ein Gymnasium und Lyzeum in Senftenberg (1925, Ausführung 1930/31 von Max Taut). Die Schule in Senftenberg ist Bruno Tauts letzter Bau in Deutschland, bei dessen Einweihung im April 1932 befand er sich bereits in Moskau. 1928 Mitunterzeichner des Aufrufs gegen die Wiederaufrüstung. Neubau des Hauses des Deutschen Verkehrsbundes in Berlin-Mitte (Entwurf ab 1927 von Bruno Taut, Fertigstellung 1930-32 Max Taut). 1929 Entwurf für ein Theater der Gewerkschaften (MGSPS) in Moskau.

1930 Honorar-Professor an der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg. Ehrenmitglied des Internationalen Architektenbundes in Japan.

1931 Mitglied der Preußischen Akademie der Künste Berlin. Einladung zum internationalen (beschränkten) Wettbewerb für ein Hotel am Ochotny Riad in Moskau.

1932 Am 18. März Übersiedlung nach Moskau. Entwürfe für ein Intourist-Hotel, einen Wohnblock, ein Krematorium und ein Staatshotel. Kein Entwurf wurde realisiert. Der Widerspruch zwischen seiner Auffassung vom Neuen Bauen und der sich konservativ entwickelnden sowjetischen Kulturpolitik veranlassen ihn zur Rückkehr nach Berlin.

1933 Am 16. Februar Ankunft aus Moskau in Berlin. Durch Freunde vor einer Verhaftung durch die Nationalsozialisten gewarnt, am 1. März Flucht in die Schweiz. Auf Einladung des Internationalen Architektenverbandes in Japan über Paris, Marseille, Neapel, Athen, Istanbul, Odessa, Moskau und Wladiwostock nach Japan. Ankunft in Kyoto/Japan gemeinsam mit Erica Wittich am 2. Mai 1933. Aus dem geplanten dreimonatigen Aufenthalt in Japan, der mit dem erteilten Touristenvisum gewährt worden war, wurden dreieinhalb Emigrationsjahre.

1933-1936 Aufenthalt in Japan. Fortlaufende Tagebuchaufzeichnungen. Beschäftigung mit japanischer Kultur, Kunst und Architektur. Entwürfe für Siedlungen und Wohnhäuser. Bis auf einen Innenausbau und eine Fassadengestaltung konnte kein Projekt realisiert werden. Publiziert seine Gedanken zu Leben und Kultur in Japan, hält Vorträge und unternimmt Studienreisen. Schreibt Bücher, darunter die Erstfassung der "Architekturlehre". Für drei Monate Berater eines staatlichen Kunstgewerbeinstituts. Erst ab August 1934 regelmäßige Arbeit (gemeinsam mit Tokuguen Mihara) mit monatlichem Einkommen als Entwerfer für Kunstgewerbegegenstände im Auftrag des Unternehmers Fusaichiro Inoue in Takasaki. Entwurf für weit über dreihundert Gegenstände: Holz-, Lack- und Flechtarbeiten, Teetischen, Zeitungsständer, Lampen, Döschen, Kommoden, Kleiderbürsten, Knöpfe und mehr. Schreibt gegen Ende des Japanaufenthaltes die "Siedlungsmemoiren".

1936-1938 Übersiedlung in die Türkei, Ankunft am 10. November 1936. Durch die Mithilfe von Martin Wagner nach dem Tode von Hans Poelzig an dessen Stelle Berufung an die Akademie der Künste in Istanbul, Professor an der Architekturabteilung, zugleich Leiter des Architekturbüros des türkischen Unterrichtsministeriums. Sucht Synthese zwischen der türkischen Bautradition und der "modernen Zivilisation". Zusammenar-

beit mit Franz Hillinger. Publikation der "Architekturlehre". Planungs- und Bauvorhaben: Literaturfakultät der Universität Ankara, Schulen in Ankara, Izmir, Trabzon und Cebeci, Entwurf für ein Theater und ein Parlamentsgebäude. Im Dezember 1938 Entwurf des Katafalks für Kemal Atatürk, die letzte Arbeit Bruno Tauts. Am 24. Dezember 1938 stirbt Bruno Taut in Istanbul, er wurde auf dem Friedhof Edirne Kapi begraben.

Paul Scheerbart

SPRÜCHE FÜR DAS GLASHAUS

1. Glück ohne Glas -
Wie dumm ist das!
2. Backstein vergeht,
Glasfarbe besteht.
3. Das bunte Glas
Zerstört den Haß.
4. Farbenglück nur
In der Glaskultur.
5. Ohne einen Glaspalast
Ist das Leben eine Last.
6. Im Glashaus brennt es nimmermehr;
Man braucht da keine Feuerwehr.
7. Das Ungeziefer ist nicht fein;
Ins Glashaus kommt es niemals rein.
8. Brennbare Materialia
Sind wirkliche Skandalia.
9. Größer als der Diamant
Ist die doppelte Glashauswand.
10. Das Licht will durch das ganze All
Und ist lebendig im Kristall.
11. Das Prisma ist doch groß;
Drum ist das Glas famos.
12. Wer die Farbe flieht,
Nichts vom Weltall sieht.
13. Das Glas bringt alles Helle,
Verbau es auf der Stelle.
14. Das Glas bringt uns die neue Zeit;
Backsteinkultur tut uns nur leid.

AUTORENVERZEICHNIS

Hubertus Adam, geb. 1965 in Hannover. Studium der Kunstgeschichte, Archäologie und Philosophie in Heidelberg. Dissertation über Aspekte der Nietzsche-Rezeption in bildender Kunst und Architektur der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts (Abschluß 1996). Arbeitet als Kunsthistoriker und freier Architektur- und Kunstkritiker.

Omar Akbar, Prof. Dr., geb. 1948 in Kabul/Afghanistan. 1972-1979 freier Mitarbeiter im Architekturbüro Prof. Ernst und im Architekturbüro Gutbrot, Berlin. 1977-1979 Lehrauftrag an der Hochschule der Künste Berlin. 1980-1981 Gastdozent an der Hochschule der Künste Berlin (Studienprojekte Iran, Marokko u.a.). 1981 Dissertation am Fachbereich Architektur der TU Berlin. 1981-1982 Teamleiter eines Sanierungsprojektes in Bagdad. 1983-1987 Gutachter und Berater für Stadtentwicklungsprojekte der "Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit" in Gambia und Jemen. WS 1983 und SS 1984 Lehrauftrag an der TU Berlin, Fachbereich Architektur. Ab 1987 Sanierungsprojekt und Beraterfunktion in Ägypten. Diverse Veröffentlichungen. Seit Oktober 1993 Hochschullehrer für Städtebau an der FH-Anhalt, Abt. Dessau.

Renate Amann, Dipl.-Ing. Architektin, geb. 1951. Studium an der TU Stuttgart. Nach Entwurfstätigkeit im Architekturbüro Prof. Frei Otto/Prof. Rolf Gutbrod in Stuttgart, Berlin und London Forschungsarbeiten zur Wohnreformbewegung mit Prof. Klaus Novy, TU-Berlin. Seit 1992 Geschäftsführerin des Büros Genossenschaftlich Wohnen und des Berliner Genossenschaftsforum mit Barbara von Neumann-Cosel. Arbeitsgebiete: Wohnforschung und Beratung von innovativen Wohnvorhaben, zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. zum genossenschaftlichen Bauen von Bruno Taut (z. B. Wohnreform in Magdeburg, 85 Jahre Gartenstadt-Kolonie Reform, Berlin 1994). Seit 1993 Vorstand im Wohnbund (Verband zur Förderung wohnpolitischer Initiativen).

Winfried Brenne, Dipl.-Ing., geb. 14.9.1942 in Plauen/Vogtland. Architekturstudium in Wuppertal und an der TU Berlin, Diplom 1975. 1975-78 Architekt im Berliner Büro AGB mit Schwerpunkt Stadtplanung. 1978-90 selbständiger Architekt in Architekten Werkstatt H. Pitz - W. Brenne. Seit 1990 eigenes Büro (Schwerpunkte: Neubau und Denkmalpflege) 1990-92 Lehrauftrag an der TFH Berlin (Architektur). Seit 1994 zusätzlich Arbeitsgemeinschaft W. Brenne - J. Eble, Berlin.

Ewa Chojecka, Prof. Dr., Professor Ordinarius für Kunstgeschichte, Leiterin des Kunsthistorischen Seminars der Universität in Kattowitz/Oberschlesien. Studierte

Kunstgeschichte an der Jagelionischen Universität in Krakau 1950-1955, promovierte daselbst 1959, habilitierte 1969. Forschungsbereiche: 1. Kunst der frühen Neuzeit, insbes. der Dürerzeit, Malerei und Graphik. 2. Architektur und Architekturtheorie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Historismus und Frühmoderne. Veröffentlichungen: u. a. Bayerische Bild-Enzyklopädie. Das Weltbild eines wissenschaftlich-magischen Hausbuches aus dem frühen 16. Jahrhundert, Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 358, Baden-Baden 1982. Die Stadt als Kunstwerk. Architektur und Stadtplanung von Bieltitz-Biala von den Anfängen bis zum Jahre 1939, Bielsko-Biala 1994.

Christian Farenholtz, Prof. Dr.-Ing., geb. 1923 in Magdeburg, dort aufgewachsen. 1945-1950 Studium der Architektur und des Städtebaus an der Technischen Hochschule Braunschweig, Lehrer u.a. Johannes Göderitz. Berufstätig als Architekt und Stadtplaner in Lüneburg, Minden/Westfalen, Goslar, seit 1954 in Hamburg, Baubehörde, Landesplanungsamt. 1965-1973 Stadt Stuttgart, Bürgermeister und Beigeordneter für die Bauverwaltung. 1973-1980 Vorstand und Geschäftsleitung der GEWOS Hamburg. Seit 1980 TU Hamburg-Harburg, Aufbau der TU, Lehrstuhl für Stadtplanung. Seit 1988 Aufsichtsrat der WOBau Schleswig-Holstein in Kiel. 1991/92 Gründungsbeirat der Stadtentwicklungsbehörde Hamburg. Seit 1988/89 Präsident der Justus-Brinckmann-Gesellschaft (Museum für Kunst und Gewerbe) in Hamburg.

Friedhelm Fischer, Dr., Stadtplaner AKH, SRL. Akademischer Rat im Bereich Architektur, Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, Betreuung der Arbeitsgemeinschaft Stadtbaugeschichte und ihres Archivs. Zuvor Forschungsprojekte in Aachen, Berkeley und Canberra sowie an der Technischen Universität Hamburg-Harburg. Veröffentlichungen zu Stadtplanung und Stadtgeschichte, u.a. über die als Gartenstadt geplante australische Hauptstadt Canberra.

Olaf Gisbertz, geb. 1965. Studium in den Fächern Kunstgeschichte, Volkskunde und Städtebau in Marburg und Bonn. 1990-1992 Mitarbeit am Forschungsprojekt "Fassadenmalerei in Deutschland" des Kunsthistorischen Instituts der Universität Bonn. 1993 Magister Artium. Arbeitsschwerpunkte: Fassadenmalerei 1500-1800. Architekturgeschichte der Moderne. Stipendiat der Graduiertenförderung des Landes Nordrhein-Westfalen, seit 1993 Bearbeitung einer Dissertation zum Thema "Magdeburg. Architektur und Städtebau der Weimarer Republik unter den Stadtbauräten Bruno Taut und Johannes Göderitz" (Arbeitstitel). Publikationen u. a.: Verein in Garzweiler, 1994. Ein Landhaus in Berlin-Schlachtensee, 1995.